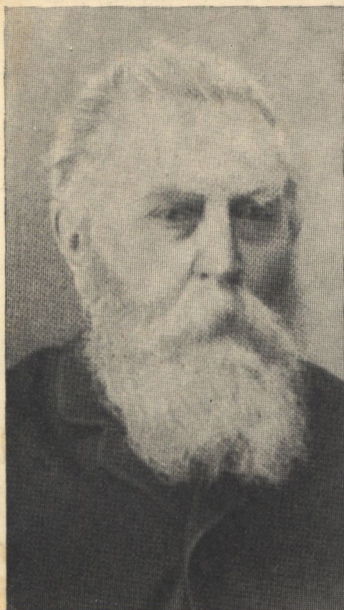
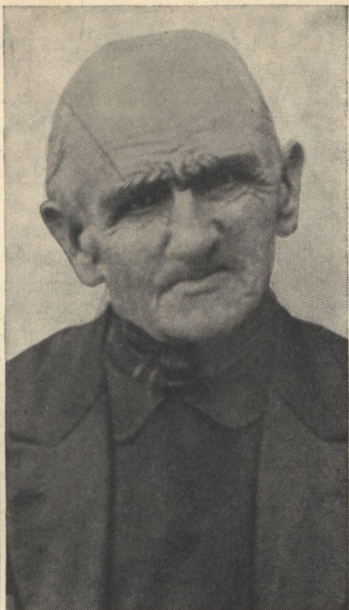


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Ohm Michel



Vater Wirths

Arno Pagel

Der alte Rahlenbeck

Ohm Michel – Vater Wirths

Wie Gott Originale formt



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Der alte Rahlenbeck

Ohm Michel — Vater Wirths

Es tut unserer glaubensarmen Zeit not, die Erinnerung an solche „Originale“ wachzuhalten, wie sie in diesem Buch geschildert werden. Wer kennt heute noch den alten Rahlenbeck, der als der „Fienepastor von Herdecke“ vor über 100 Jahren in seiner westfälischen Heimat weitbekannt war und dort als schlichter Schuhmachermeister vielen ein Führer zu Christus werden durfte! Es war die Zeit des toten Vernunftglaubens, als Henrich Rahlenbeck seine Bekehrung erlebte, und es ist verständlich, wie sich bald Verfolgung und Verleumdung erhoben, als die „Fienen“ (Frommen) nun in Rahlenbecks Haus zu Bibelstunden zusammenkamen. Aber Gott bekannte sich zu seinem treuen Zeugen, der in seiner Glaubenseinfalt manchem Theologen zum Segen wurde. — Besonders eindrücklich sind die Lebensführungen August Michels, eines Siegerländers. Als der „wilde Michel“ hatte er ein wüstes, verbrecherisches Leben geführt, das schließlich im Zuchthaus endete. Aber gerade dort sollte er die innere Freiheit finden. Die Botschaft vom Heiland der Sünder, die er hier hören durfte, zündete bei ihm, und es kam zu einer ganzen Wendung und Umkehr. Nach 10 Jahren öffneten sich die Türen des Zuchthauses für ihn; als „Ohm Michel“ wurde er für den Rest seines Lebens ein Mann des Segens, von dem man in seiner Heimat heute, über 50 Jahre nach seinem Tode, noch spricht. — Am unbekanntesten dürfte das Leben von Christian Wirths sein, der im Oberbergischen für seinen Herrn zeugte und 1917 im hohen Alter heimgerufen wurde. Ein einfacher Arbeiter, aber ein ganzer Christ!

**Band 62/63 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“**

Der alte Rahlenbeck Ohm Michel - Vater Wirths

Wie Gott Originale formt

Von
Arno Pagel



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Der alte Rahlenbeck	
Es geht um die Augen	6
Henrich lernt sehen	9
Die „Fienen“ treffen sich im Schusterhaus . . .	13
Eine Vorladung und ihre Folgen	16
„Unser Pastor predigt ja ganz anders als sonst!“ .	20
Der „Fienenpastor“ wird noch andern Theologen zum Segen	26
Pfeile aus einem wohlgefüllten Köcher	30
Mission auch unter Juden und Heiden	36
Kampf gegen den Alkoholteufel	42
Der „Fienenpastor“ und die „drei güldenen G“ .	45
Aus dem irdischen ins himmlische Haus	51
 Ohm Michel	
Der wilde Michel	54
Ein Zuchthäusler gewinnt zwiefache Freiheit . .	61
Michel auf dem neuen Wege	67
Der Ohm wird ein Mann des Segens	72
Der letzte Wunsch geht in Erfüllung	79
 Vater Wirths	
Der Lebensgang	83
Liebe zu Jesus und den Seinen	91
Man muß es genau nehmen!	95
Vertrauen und Demut	100
Gute Ratschläge fürs Leben und fürs Sterben . .	104



Henrich Rahlenbeck

Der alte Rahlenbeck

Es geht um die Augen

Theodor Henrich Rahlenbeck, der als „Fienenpastor von Herdecke“ so bekannt gewordene schlichte westfälische Schuhmachermeister, wurde am 4. Dezember 1784 in Hengstey bei Hagen geboren. Die Eltern, die in Mischehe lebten — der Vater war evangelisch, während die Mutter katholisch blieb —, zogen später in das schöne Ruhrstädtchen Herdecke unweit Hagen. Dort ist Henrich aufgewachsen, dort hat er ein langes, gesegnetes Leben verbracht.

Der Vater war Zimmermeister. Henrich wurde wie er evangelisch, während eine Schwester in der Religion der Mutter erzogen wurde. Es ist verständlich, daß der aus diesen gemischt-konfessionellen Verhältnissen Herkommende immer eine große Weitherzigkeit gegenüber Andersgläubigen gezeigt hat und auch Katholiken zugetan war, obwohl er mit ganzem Herzen in der evangelischen Kirche wurzelte.

Henrichs Vater starb schon mit 46 Jahren im Jahre 1798. Der Sohn lernte das Schuhmacherhandwerk. Seine Gesellenjahre führten ihn ins Wuppertal, das damals eine Stätte mit reichem geistlichem Leben war. Dort lernte er die Jannette Gerdruth Westhoff aus Altena an der Lenne, auch ein Westfalenkind, kennen und lieben. Die beiden verlobten sich, aber in den innerlichsten und wichtigsten Fragen gingen sie noch verschiedene Wege. Jannette kannte schon den Herrn Jesus, und die ganze Atmosphäre des tiefgläubigen Hauses, in dem sie in Stellung war, förderte ihren jungen Glaubensstand. Sie war nämlich Hausgehilfin beim Pastor Hilmar Ernst Rauschenbusch, der ein lebendiger und gesegneter Zeuge seines Herrn war.

Dieses liebe Mädchen war also dem Schuhmacher-
gesellen Henrich Rahlenbeck gut. Der war ein hoch-
anständiger junger Mann, in seinem Handwerk
tüchtig, und es war kein Zweifel, daß er ein rechter
Meister und fürsorglicher Ehemann werden würde.
Die Braut versuchte, den Henrich für den Weg mit
Christus zu gewinnen; denn sie wußte, daß es nur
da eine glückliche Ehe gibt, wo Mann und Frau als
rechte Jesusleute miteinander beten und die Bibel
lesen können. Aber der junge Mann winkte immer
energisch ab, wenn seine Jette — so wurde der
Name Jannette abgekürzt — ihn in fromme Ge-
spräche verwickeln wollte. Er berief sich auf seine
Männlichkeit und seine Freiheitsliebe: „Ich mag
solche Bindungen nicht eingehen, ich weiß schon,
was ich will und zu tun und zu lassen habe.“

Ein voller Mißerfolg wurde es, als Jette den Hen-
rich einmal ins Pfarrhaus Rauschenbusch gelotst
hatte. Sie erhoffte von der Einwirkung des von ihr
hochverehrten Pastors auf ihren Bräutigam viel Gu-
tes. Henrich ließ in schweigender Höflichkeit die
Sprüche und Ermahnungen des lieben Mannes über
sich ergehen, der ihn in seiner freundlichen, herz-
andringenden Art ermunterte, seinen Braut- und
Ehestand doch ja im Namen Jesu zu führen. Es fiel
dem hitzigen jungen Mann schwer genug, dem
Pastor seine Auffassung von Männlichkeit und Frei-
heit nicht vortragen zu können; doch er durfte um
des Mädchens willen kein Aufsehen machen. Als
die beiden allein waren, machte er aber seinem Her-
zen kräftig Luft und beteuerte: „Keine zehn Pferde
kriegen mich noch einmal in dieses Haus!“

War es unter diesen Umständen von der Jette
recht, daß sie trotzdem die Verbindung mit diesem
ungläubigen Mann festhielt? Einmal wäre es in der
Tat beinahe zur Lösung des Verhältnisses gekom-
men. Aber dagegen stemmte sich Henrich leiden-

schaftlich. Nicht nur die Aussicht, daß mit der Janette einmal eine tüchtige Hausfrau in sein väterliches Haus in Herdecke einziehen würde, band den Schuhmachergesellen an das Mädchen, nein, er spürte unbewußt, daß gerade die schlichte und einfältige Frömmigkeit seiner Braut das Rechte, auch und gerade für ihn das Rechte sei. Und Jette merkte: „Es ist ja gar kein richtiger Haß beim Henrich gegen den Herrn Jesus. Er schämt sich nur, vor aller Augen sich zu ihm zu bekennen. Aber da er ein grundehrlicher Kerl ist, bin ich gewiß, es wird bei ihm wahr werden: ‚Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen!‘“

Im Sommer 1811 hatten sich die beiden in Elberfeld kennengelernt. Am 2. Juli 1813 fand in Herdecke die Hochzeit statt. Henrich war inzwischen als munterer junger Meister in sein Elternhaus heimgekehrt und hatte mit gutem Geschick und Erfolg eine eigene Werkstatt aufgemacht.

Da brach das Unglück herein. Mit Henrichs Augen stimmte es nicht mehr. Es hatte ganz unscheinbar so angefangen, daß ein Sandkörnchen ins Auge geflogen war. Aber was für rasende Schmerzen stellten sich bald ein! Alles Reiben und Scheuern verschlimmerte die Sache bloß. Auch das Kühlen des kranken Auges brachte keine Hilfe. Ein heilkundiger Schäfer, der unter den Leuten in hohem Ansehen stand, besah kopfschüttelnd den Schaden und entdeckte auch das böse Sandkorn ganz oben auf dem Augapfel. Aber es saß dort zu fest. In der Werkstatt türmten sich inzwischen die Schuhe, die auf Reparatur warteten. Ein Paar mußte, trotz der kaum auszuhaltenden Schmerzen im Auge, geflickt werden, der Besitzer brauchte die Schuhe dringend für eine Bererdigung. Die Energie des Meisters schaffte es auch; aber es war eine Qual.

Eines Tages machten sich die jungen Eheleute zusammen nach Hagen auf. Dort wohnte ein Augen-

arzt, bei dem würde Hilfe zu finden sein. Aber die Auskunft, die sie von ihm erhielten, drückte sie noch mehr nieder. Der Doktor untersuchte das Auge gründlich; doch seine Instrumente erreichten den Fremdkörper darin nicht. Er erklärte: „Ich kann Ihnen auch nicht helfen. Der Sehnerv muß schon früher krank gewesen sein. Nun kommt dieser unglückliche Zwischenfall dazu. Das Auge ist verloren! Ich kann Ihnen nur ein kühlendes Mittel zur Linderung der Schmerzen verschreiben.“

Das wurde ein trauriger Heimweg. Das wurden traurige, schwere Wochen und Monate, die folgten. Der Meister hatte jetzt sein krankes Auge meist verbunden. Das andere wurde dadurch um so mehr angestrengt, ja überanstrengt, und auch seine Sehkraft ließ zusehends nach. Die Leute hatten mit Henrich, der so frisch und strebsam unter ihnen angefangen hatte, Mitleid und trugen ihm zunächst ihre Schuhe weiterhin zu. Aber es war nur eine halbe Sache, das Arbeiten mit dem kranken Auge. Manchmal flammte die Hoffnung auf, es würde wieder gut, die Schmerzen ließen nach, aber nur, um dann um so heftiger zurückzukehren. Es war gar nicht anders möglich, als daß jetzt viele Schuhe lange liegenblieben und manche Kunden die Geduld verloren. Der Verdienst ging zurück, Armut und Not wurden Gast im Hause, der Ehestand wandelte sich zum Wehstand.

Henrich lernt sehen

Die Not war wirklich hoch gestiegen, als endlich Hoffnung auf Hilfe sich zeigte. Dieses Mal trog sie nicht. Ja, es wurde eine Hilfe, die nicht nur dem äußeren Auge zugute kam, sondern unter der sich auch das Auge des Herzens öffnete. Der junge Meister lernte ganz neu sehen, Dinge sehen, die ihm lange verschlossen geblieben waren.

Der Ort, wo Henrich diese Hilfe widerfuhr, war ausgerechnet das Pfarrhaus von Pastor Rauschenbusch, in das doch keine zehn Pferde ihn mehr hineinbringen sollten. Das kam so: Frau Pastor Rauschenbusch in Elberfeld erfuhr von ihrem Sohn, der in Jettes Heimatstadt Altena lutherischer Pfarrer war, von dem Leid, das die jungen Schustersleute nach so kurzem Eheglück betroffen hatte. Prompt kam ein Brief von ihr nach Herdecke mit der herzlichen Einladung:

„Bitte, kommt nach Elberfeld! Mein Sohn, Dr. Karl Rauschenbusch, der als Arzt weit und breit einen guten Namen hat, hofft, wenigstens das eine Auge retten zu können.“

Für Jette war dieser Brief ein deutlicher Wink, eine Freundlichkeit Gottes, und Henrich konnte sich der Tatsache nicht verschließen, daß hier gute Menschen, wenn sie auch zu den Frommen, den „Fiennen“, gehörten, ihm eine große Liebe erzeigen wollten. Er bangte zwar zunächst etwas, wie es mit der Bezahlung werden würde, und, ehrlich gesagt, ein wenig fürchtete er auch, daß man ihn in Elberfeld innerlich nicht ganz ungeschoren lassen würde. Aber diese Bedenken wollte er gern zurückstellen, wenn ihm bloß Hilfe zuteil würde.

Seine treue Frau und ein Freund begleiteten den ziemlich hilflos gewordenen Rahlenbeck nach Elberfeld. Liebevoll nahm man den Kranken im Pfarrhaus auf. Zu dem Doktor faßte Henrich sofort ein großes Vertrauen, so herzlich ging dieser edle Menschenfreund mit ihm um. Der Bescheid nach der gründlichen Untersuchung beider Augen lautete: „Das eine Auge ist in der Tat verloren, das andere aber hoffe ich mit Gottes Hilfe retten zu können.“

Es kam zu einer nicht leichten Operation, bei deren Beginn der Kranke etwas tat, was er noch nie im Leben getan hatte: Er betete nämlich zu Jesus:

„Laß mich stille sein!“ Der Eingriff glückte. Der Genesende mußte aber noch längere Zeit in einem verdunkelten Zimmer verweilen, das ihm Pastor Rauschenbusch in seinem Hause willig herrichtete. Das wurde die Zeit, wo das innere Auge Henrich Rahlenbecks zu sehen anfang. Er sah auf einmal sein ganzes vergangenes Leben im göttlichen Licht und Urteil daliegen. Henrich hatte nie in groben Sünden geschwelgt, aber wie hochmütig und selbstgerecht er gewesen war, das ging ihm jetzt erschreckend auf. Die Frommen hatte er verabscheut und den Heiland nicht nötig gehabt. Darum war er ein Gottloser, Gottferner gewesen.

Kein Wunder, daß in den Tagen der Stille die Gedanken des Kranken sich der Ewigkeit zukehrten: „Wenn ich jetzt stürbe, wo würde ich die Ewigkeit zubringen?“ Gerade in den Nächten rumorte diese Frage im Gewissen. Da waren nun die lieben Pfarrersleute hilfreich zur Stelle und wiesen den Beunruhigten auf das Kreuz von Golgatha hin: Dort habe Jesus alle Schuld getragen und von uns genommen. Dort dürfe ein erschrockener Sünder Mut und Glauben fassen und den herrlichen Trost fürs Leben und fürs Sterben gewinnen, daß ihm vergeben, daß er Gottes Kind sei. In Jesus und um Jesu willen Gottes Kind!

Der Schuhmachermeister Henrich Rahlenbeck hörte das nicht vergeblich. Er legte sein Leben ganz in die Hände Jesu, und da wußte er: Meine Vergangenheit ist in der Vergebung Jesu geordnet, jetzt gehöre ich meinem Heiland. Still betete er die Wunderwege Gottes an, daß er fast blind werden mußte, damit ihm in solcher Blindheit das Licht der Erlösung aufginge. Die Heilung des leiblichen Auges machte auch gute Fortschritte. Das war ein froher Tag, als der Arzt dem Genesenden das Lesen erlaubte. Der griff begierig zur Bibel, und Pastor Rauschenbusch ließ

ihn gerade solche Stellen aufschlagen, die ihm wirklich vorkamen als „milder Tau für trostbedürft'ge Seelen“. Der liebe Seelsorger hatte eine feine Art, die Menschen von allen wankenden und unsicheren Gefühlen wegzuholen und sie hinzuweisen auf das untrügliche Wort Gottes, auf dessen Verheißungen wir uns wie auf Felsengrund stellen dürfen. Das tat denn auch Henrich fröhlich.

Weil er so seltsame Dinge mit seinen Augen erlebt hatte, weil er wußte, daß schlimmer als Schwachheit und Schmerzen der Leibesaugen die Blindheit des inneren Auges ist, gewann Rahlenbeck den Vers so lieb und immer lieber:

Jesu, gib gesunde Augen,
die was taugen,
rühre meine Augen an!
Denn das ist die größte Plage,
wenn am Tage
man das Licht nicht sehen kann.

Bald schon saß unser Meister wieder auf seinem Schusterschemel in Herdecke und hämmerte wacker drauflos. Nun ging ihm alles noch einmal so hurtig und fröhlich von der Hand. Das völlig erblindete Auge war ein wenig aus der Augenhöhle herausgequollen. Das Gesicht wurde dadurch etwas entstellt. Das gerettete Auge strahlte aber um so mehr den inneren Frieden wider, der in Henrichs Herzen eingekehrt war.

Es mußte nun allerdings noch etwas in Ordnung gebracht werden, was dem bekehrten Rahlenbeck rückschauend Not machte. Mit seiner Trauung vor dem Altar — das war damals noch nicht das Rechte gewesen. Er hatte seine Frau ja gar nicht richtig aus den Händen Gottes nehmen können, Gott war ihm ja fremd gewesen. Das Ja, mit dem er sein Leben an das ihre band, war nicht so vor dem Angesicht Gottes gesprochen worden, wie es der wichtige Augen-

blick erfordert hätte. Die Trauung mußte irgendwie noch einmal bestätigt werden.

Deshalb weckte der Meister an einem Abend sein schon zur Ruhe gegangenes Weib wieder auf, drückte fest ihre Hand und betete: „Herr Jesus, ich will noch einmal Hochzeit halten mit meiner Frau. Du mußt uns noch einmal trauen; denn beim erstenmal war es nicht richtig.“ Da wurde es der Jette auch ganz feierlich zumute, es folgte ein langes Schweigen, in dem beide Eheleute in der Stille ihres Herzens mit ihrem Herrn sprachen. Jetzt erst waren sie ganz zuinnerst eins geworden, zwei Pilger, die gemeinsam den Weg zur ewigen Heimat zogen. Das ganze häusliche und berufliche Leben stand fortan unter der Zucht des Wortes Gottes. Wenn Henrich auch schon früher niemals in seiner Berufserfüllung geludert hatte, jetzt kam in seine Arbeit erst der rechte Schwung. Nun wurde sein irdischer Beruf für ihn die große Gelegenheit, sich in der Treue zu üben und alles zu des Herrn Ehre zu tun.

Die „Fienen“ treffen sich im Schusterhaus

In jenen Tagen, als Henrich Rahlenbeck zum lebendigen Glauben an den Heiland kam, herrschte noch weithin im Lande der öde Vernunftglaube. Gerade auf den Kanzeln war er zu Hause. Was wurde da für leeres Stroh gedroschen! Die herrlichen Heilswahrheiten des Evangeliums, deren rettende und frohmachende Kraft der junge Meister an seinem Herzen erfahren hatte, vernahm man nicht; statt dessen wurden das Licht der menschlichen Vernunft und der Wert des menschlichen Tugendstrebens gepriesen. Allerdings gab es auch Prediger, die an der biblischen Lehre festhielten. Aber ihre Rechtgläubigkeit war oft so kalt und ohne

Leben, daß in ihren Predigten für Menschen, die Frieden mit Gott und Wegweisung zu biblischem Glaubensleben suchten, nichts zu holen war.

Das Evangelium überwinterte in diesen geistlich dürren und bösen Zeiten vielerorts in den kleinen Kreisen der „Stillen im Lande“, oft abseits von der Kirche, deren Pastoren das biblische Verlangen nach Gemeinschaft unter dem Wort als gefährliche Sektiererei ansahen und bekämpften. Solch ein Kreis sammelte sich bald auch in Rahlenbecks Haus. Man las in der Bibel und nährte sich von der kernigen Speise der „Vier Bücher vom wahren Christentum“ des lutherischen Theologen Johann A r n d. Gerhard T e r s t e e g e n s Schriften waren auch sehr beliebt.

Für eine große Freude, für einen richtigen Festtag sorgte eine der diese „Stunde“ besuchenden Frauen. Sie brachte in ihrem Umschlagentuch ein altes Gesangbuch ihrer Großmutter mit. Während die Liederbücher der vernunftgläubigen Zeit die kraftvollen Lieder der Gottesmänner Martin Luther, Paul Gerhardt, Benjamin Schmolck und all der andern arg verwässert hatten, weil man mit so klarem biblischem Gehalt eben nichts anfangen konnte, standen in diesem kostbaren Schatz die Lieder der Väter unverändert drin. Das gab fortan ein frohes Singen in der kleinen Schar.

Es fing auch bald an, sich im Städtchen zu regen, und neue Freunde fanden sich herzu. So schloß sich z. B. der Maurer Christian Vollmeier der „Stunde“ an. Er brachte eines Tages ein Paar arg zerrissene Stiefel zu Meister Henrich. Dabei trieb ihn auch ein wenig die Neugierde. Er wollte nämlich an Ort und Stelle feststellen, ob sein Schulkamerad Rahlenbeck wirklich zu den „Fienen“ gegangen sei. Mit den Stiefeln war in der Tat nichts mehr los, die konnte kein Flicker mehr brauchbar machen. Des Meisters kundiger Blick hatte das gleich ent-

deckt. „Christian“, sagte Henrich zu dem Besucher, „mit deinen Stiefeln ist das wie mit dir selber. Lappen können den Schaden nicht mehr heilen, du mußt ein paar neue Stiefel haben. Und ebenso und erst recht ein neues Herz! Manche Menschen flicken ein Leben lang an sich selber herum und sollten sich doch von Jesus sagen lassen: Mach Schluß mit dem Plunder, fang ein Neues an!“

Dies Wort ließ den Vollmeier nicht mehr los. Nach Feierabend, als der Meister etwas mehr Zeit für ihn hatte, fand er sich wieder ein. Die Stiefel brachte er nicht wieder mit; die waren zu Hause auf den Misthaufen geflogen. Auf die Frage Rahlenbecks: „Soll ich dir denn ein paar neue Stiefel anpassen?“, kam die nicht alltägliche Antwort: „Ach, Henrich, mit den Stiefeln ist das noch nicht ganz so eilig, ich muß erst ein n e u e s H e r z h a b e n!“ Etwas Schöneres als diese stockend gesprochenen Worte konnte Henrich sich gar nicht denken. Er nahm die Bibel zur Hand, die beiden Männer rückten zusammen, und aus dem Worte Gottes gab Henrich dem Christian klare Auskunft und Anleitung, wie ein Mensch ein neues Herz kriegen kann.

Rahlenbeck brauchte ja nur zu erzählen, wie es ihm selber ergangen war, wie er das alte Herz mit dem Sündenschmutz dem Herrn Jesus unters Kreuz auf Golgatha gebracht habe, wie der Heiland es durch seine Vergebung und die Kraft seiner Auferstehung erneuert habe, so daß jetzt wohl auch noch Schwachheit und Versuchlichkeit drin seien, aber viel mehr Freude, Friede und Sieg. Es dauerte nicht mehr lange, da hatte der Maurer Vollmeier auch die Gewißheit der Vergebung, und fortan saß er an den Donnerstagabenden, wenn die „Fienen“ zusammenkamen, mit ihnen unter dem Wort. Auch sonntags waren Zusammenkünfte, zu denen sich manche

Auswärtige herzufanden. Es wurde nämlich bald im Lande bekannt, daß Gott ein Feuer in Herdecke angezündet hatte, und das lockte manchen herbei.

Eine Vorladung und ihre Folgen

Am 22. Juli 1818 gab der Amtsbote von Herdecke im Schusterhaus einen Brief ab, der folgenden Inhalt hatte:

V o r l a d u n g

Herdecke, den 22. July 1818.

Der Schuhmachermeister Henrich Rahlenbeck zu Herdecke, wohnhaft im Bach, wird hierdurch aufgefordert, am 30. July, vormittags 10 Uhr, auf dem Rathause zu erscheinen, um sich wegen Teilnahme an absonderlichen religiösen Versammlungen zu verantworten.

Der Bürgermeister: P f i n g s t e n .

Zuerst wollte der von Natur hitzige Rahlenbeck lospoltern, was den Bürgermeister denn die „Stunde“ angehe. Es gäbe genug Trunkenbolde in Herdecke, um die sich zu kümmern wahrhaftig wichtiger und nötiger wäre. Dann wurde er aber still, weil er daran dachte, daß der Heiland auch vor die Gerichte der Menschen geschleppt worden ist, und daß er den Seinen vorausgesagt hat, daß auch sie vor die Rathäuser geholt würden (Matth. 10, 17).

Nachdem am Abend vor dem 30. Juli im Bruderkreis die Angelegenheit noch einmal vor Gott ausgebreitet worden war, schritt Meister Henrich am nächsten Morgen ganz zuversichtlich aufs Rathaus, wo er im Amtszimmer des Bürgermeisters auch den Pastor Friedrich Schütte, den Ortspfarrer von Herdecke, antraf. Der Bürgermeister fuhr Rahlenbeck scharf an, wieso er sich als Laie unterstehen könne, sich mit der Auslegung der Bibel zu beschäf-

tigen. Solche religiösen Versammlungen wie die in seinem Hause abgehaltenen, die nicht vom Pfarrer geleitet würden, bedürften der Anmeldung bei der Behörde und müßten von ihr genehmigt werden. Er habe sich also wegen Nichtbeachtung gesetzlicher Vorschriften strafbar gemacht.

Der Pastor schlug freundlichere Töne an. Zuerst bekannte er, daß die Anzeige von ihm ausgegangen sei. Es sei aber seine Pflicht gegenüber der vorgesetzten Behörde, derartige Versammlungen nicht zu dulden; dadurch könne das geordnete Pfarramt mißachtet werden und ungesunde Schwärmerei sich breitmachen. Rahlenbeck möge sich doch der bestehenden Ordnung unterwerfen.

Nun bekam der Beschuldigte Gelegenheit, sich zu verantworten. Er tat das freimütig: „Das habe ich wirklich nicht gedacht, daß die Versammlungen in meinem Hause gegen die Ordnung verstoßen und etwas Gefährliches sein könnten. Haben denn nicht unsere Zusammenkünfte ein gutes Recht von der Bibel her? Steht nicht im Worte Gottes: ‚Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darin?‘ Werden die Christen in Beröa nicht gelobt, weil sie täglich in der Schrift forschten (Apg. 17, 11)? Wir tun auch nichts anderes in unsern ‚Stunden‘. Wir lesen die Bibel, singen Lieder und beten miteinander. Und das sollte gegen die Ordnung im Staat und in der Kirche sein? Ich wünschte bloß, die beiden mich hier verhörenden Herren erlebten das einmal, wie Jesus mitten unter den zweien oder dreien ist, die sich in seinem Namen versammeln. Solche Nähe Jesu ist eine selige Sache, und wir sind sehr glückliche Leute in unserer kleinen Schar.“

Pastor und Bürgermeister konnten sich nicht verhehlen, daß in diesen Hausversammlungen wirklich nichts Unrechtes geschah, und ließen Rahlenbeck laufen, ohne ihn noch weiter vermahnt zu haben. In

der nächsten Stunde war viel Freude unter den Gläubigen über den guten Ausgang der Sache. Alle waren aber auch einverstanden, als Rahlenbeck erklärte: „Kinder, wir müssen für unsern Pastor Schütte viel mehr beten. Das ist nämlich ein lieber Mann. Wir haben bisher viel zu sehr über ihn und seine Predigten gerichtet und genörgelt. Gott kann an ihm noch etwas tun.“

Zunächst aber tat Gott etwas an dem Amtsdienere Hellmuth. Der hatte Rahlenbeck die Vorladung ins Haus gebracht. Während der Verhandlung war er im Nebenzimmer mit dem Ordnen von Akten beschäftigt gewesen. Bisher hatte er nie heimlich bei Verhören gelauscht. Dafür war er viel zu pflichttreu. Aber dieses Verhör hatte ihn ganz in seinen Bann gezogen, da mußte er einfach hinhören. Alle Achtung vor diesem Schuhmacher! Wie der den beiden Herren Rede und Antwort gestanden hatte! Man hatte es den Schlußworten des Pfarrers richtig angemerkt, wie er davon beeindruckt war.

Hellmuth war in den Freiheitskriegen 1813—1815 Soldat gewesen. Mit andern Kriegskameraden saß er gern in der Wirtschaft „Zum Goldenen Ochsen“ zusammen und schwelgte in Erinnerungen an die glorreiche Zeit. Jetzt aber war ihm aufgegangen: Ein rechter Christ sein wie dieser Rahlenbeck — das ist etwas! Den Mann mußte er einmal unter vier Augen sprechen.

Dazu ergibt sich bald eine Gelegenheit. Auf einem seiner Amtsgänge sieht Hellmuth, wie Lausbuben einen großen Hund auf einen Mann hetzen wollen. Er erkennt Rahlenbeck, der wegen seiner Einäugigkeit etwas unbeholfen und darum dankbar ist, daß ihm der Hüter des Gesetzes den Hund und die Bengels vom Leibe hält. Von einer Bestrafung der Tunichtgute, wie Hellmuth in seiner Strenge sie vorschlägt, will er aber nichts wissen: „Unser Heiland

sagt ja: Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Da rückt der Amtsdieners mit der Frage heraus: „Wie kommt es eigentlich, Rahlenbeck, daß Ihr immer vom Heiland redet?“ Die Antwort lautet: „Seitdem ich den Herrn Jesus als meinen Herrn und Heiland kennengelernt habe, weiß ich erst, daß Gott mir gut und mein Vater ist. Es muß hier immer nach der Regel gehen: Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Auf einer Bank unter einer Buche wird das Gespräch fortgeführt. Das will schon etwas heißen, daß der überall in Herdede als gestreng gefürchtete Amtsdieners auf einmal auspackt und seinem Gegenüber bekennt, wie arm und friedelos sein Herz und Leben ist. Er sei eigentlich noch nie in seinem Leben glücklich gewesen.

Für Meister Henrich ist der Fall klar: „Dann gebt doch Euer Leben dem Herrn Jesus, und Ihr sollt sehen, er gibt Euch alles, was Euch fehlt!“ Staunend erkennt der Amtsdieners unter Rahlenbecks Worten, daß der Herr Jesus Christus nicht nur eine ehrwürdige fromme Erscheinung der Vergangenheit, sondern ein heute lebendiger Heiland ist, daß sein Blut heute den Schutt der Sünde wegräumt und die Gemeinschaft mit Gott herstellt, daß es in der Bibel und ihrer Botschaft um lauter lebendige Wahrheiten, um lauter lebendige Dinge geht, die man jetzt nehmen und jetzt erfahren kann.

Hellmuth findet den Frieden mit Gott dort auf der Bank unter der Buche und hat diese selige Unterredung nie vergessen. Am nächsten Donnerstag ist er schon mit in der Stunde und stammelt am Schluß ein kindliches Dankgebet, daß ihm das Heil widerfahren ist. Rahlenbeck und er sind fortan die besten Freunde. Ja, wo kommen sich Menschen näher als da, wo „unser lieber Herr Jesus“ — wie Rahlenbeck

den Heiland gern nannte — zwischen ihnen das Bindeglied ist!

„Unser Pastor predigt ja ganz anders als sonst!“

Gottes Werk ging weiter in Herdecke. Dem Amtsdienner Hellmuth folgten andre nach, die das Heil suchten und fanden. Schließlich kam auch der Tag, an dem die Gläubigen in Herdecke überglücklich feststellten: Mit unserm Pastor ist ein Neues geworden. An seinen Predigten kann man es deutlich merken.

Wie ging es eigentlich mit dem lieben Pastor Schütte seit jenem Verhör auf dem Rathaus weiter? Er war ja ein grundehrlicher Mann. Als er meinte, gegen die Besucher der „Stunde“ vorgehen zu müssen, handelte er nach den Vorschriften seiner Kirchenbehörde, die die Pfarrer verpflichteten, auf alle nebenkirchlichen Bestrebungen ein wachsames Auge zu haben. Aber der schlichte und doch so freudig unerschrockene Rahlenbeck hatte auf ihn tiefen Eindruck gemacht. Was war denn auch dagegen zu sagen, wenn solche klaren und kernigen Christen wie dieser Schuhmachermeister sich selbständig um die Bibel scharten? Wo stand denn in der Bibel, daß das Wort Jesu an seine Jünger: „Ihr werdet auch zeugen von mir“ (Joh. 15, 27) nur dann recht verstanden und erfüllt wird, wenn die Pastoren den Mund auftun? War es nicht das gute Recht aller Jünger Jesu, Zeugen ihres Herrn und seines Heils zu sein?

Uebrigens dachte Rahlenbecks Bibelstundenkreis gar nicht daran, sich von der Kirche abzusondern. Seine Glieder waren vielmehr die treuesten Kirchenbesucher, und vor allen Dingen taten sie das, was sonst die braven und gewohnheitsmäßigen Christen in Herdecke kaum zu tun pflegten: sie fal-

teten für ihren Pastor die Hände. Sie beteten, daß Gottes Geist sein Herz erleuchte und ihn zu einem bevollmächtigten Zeugen erfahrener Gnade machen möchte. Was könnte dann noch eine Beute für den Heiland in Herdedecke eingebracht werden!

In der Adventszeit 1818 befanden sich Rahlenbeck und seine Freunde eines Sonntags auf dem Heimweg vom Gottesdienst. Sie redeten freudig durcheinander. Es war ihnen nämlich vorgekommen, als ob der Pastor in seiner Predigt neue, nie gehörte Töne hätte anklingen lassen. Das Herz war ihnen richtig warm geworden. Der Text lautete: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an“. Es hatte sich angehört, als ob der Mann auf der Kanzel das Heilandswort an Zachäus: „Ich muß heute in deinem Hause einkehren“ darum so oft wiederholte, weil der Heiland vor ihm selber anklopfend stand. Und Rahlenbeck war besonders glücklich, daß der Pastor einen Vers hatte singen lassen, der sonst nie bei ihm üblich gewesen war:

„Ich fühl's, du bist's, dich muß ich haben,
ich fühl's, ich muß für dich nur sein:
nicht im Geschöpf, nicht in den Gaben,
mein Ruhplatz ist in dir allein.
Hier ist die Ruh', hier ist Vergnügen,
drum folg' ich deinen sel'gen Zügen.“

Das mußte Ausdruck der Sehnsucht seines eigenen Herzens gewesen sein.

Die hellhörigen „Fienen“ hatten mit ihren Vermutungen und Hoffnungen nicht unrecht. Es war etwas am Werden mit Pastor Schütte. Er war nie ein trockener Vernunftprediger gewesen, wie andere Gemeinden sie zu erdulden hatten. Er war ein Herdedecker Kind; schon sein Vater und sein Großvater hatten auf der Kanzel gestanden, auf der er nun amtierte. Seine theologische Bildung und Einstellung hatte er auf der Universität Halle bezogen, wo er

zu den Schülern des Professors Georg Christian Knapp gehört hatte. Dieser Mann vertrat das theologische System des Supranaturalismus (Glaube an Uebernatürliches), dessen Verfechter mit der starren Orthodoxie (Rechtgläubigkeit) gebrochen hatten. Sie hielten den Glauben an eine übernatürliche Offenbarung aufrecht und wollten die biblischen Heilslehren gegen die Verwässerungen der bloßen Vernunftgläubigen retten. Aber in ihrer dauernden ängstlichen Kampfstellung gegen den Rationalismus (Vernunftglauben) gewann ihr System nicht positive Kraft genug, um junge Theologen wie Schütte zu fröhlichen und heilsgewissen Gläubigen und Bekennern zu machen.

Als Schütte mit 26 Jahren Pastor in Herdecke wurde, predigte er tapfer die biblischen Lehren. Aber die schlichten Laien aus Rahlenbecks Kreis, die betend unter der Kanzel saßen, wußten ganz klar: „Eins fehlt dem Pastor. Er hat keine persönliche Heilserfahrung. Er redet von der Gnade, aber sie hat sein eigenes Leben nicht erfaßt und umgestaltet.“

Daß ihm dieses eine bald nach jener denkwürdigen Predigt auch zuteil wurde, dabei war Henrich Rahlenbeck Gottes Werkzeug. Er bekommt eine Einladung zu einem abendlichen Besuch im Pfarrhaus. Dieses Mal ist's also keine Vorladung. Sehr freundlich wird der Besucher empfangen und in die Sofaecke gedrückt. Dann wird er davon verständigt, daß ein Schreiben des Konsistoriums aus Münster eingelaufen ist. Ein Mann, der seinen Namen nicht genannt hat, habe sich bei der Behörde beschwert, daß auch nach Rahlenbecks Vorladung durch den Bürgermeister die Privatversammlungen im Schusterhaus fortgesetzt würden. Das Konsistorium halte nicht viel von solchen namenlosen Angebern; es beauftrage jedoch den Pastor von

Herdede, einmal nach der Sache zu sehen und darüber zu berichten.

Der Pastor fährt fort: „Und ich selber, Rahlenbeck, gebe noch weniger auf diese dumme Anzeige als die Herren in Münster, obwohl ich mir denken kann, wer der Feigling ist. Ich freue mich vielmehr über die Versammlungen in Eurem Hause und habe viel Gutes darüber berichten hören. Unsere Unterredung im Sommer ist mir bis heute nachgegangen, besonders der eine Satz, daß Ihr im Herrn Jesus ein so glückliches Menschenkind seid.“ Der sonst so gewandte Redner beginnt zu stocken: „Und ich bin . . . doch nicht . . . glücklich in meinem Glauben. . . Ich möchte es . . . aber auch werden.“

Der Pastor schweigt. Rahlenbeck schweigt auch. Er ist ja schon manchen Menschen Seelsorger geworden, er hat schon vielen geholfen, daß sie den Weg zu Jesus fanden. Aber das ist hier doch ein besonderer Fall. Ein beamteter Pastor, der andern den Weg des Lebens zeigen soll, sagt, daß er selber noch gar nicht auf diesem Wege ist. Was soll da ein schlichter Schuhmacher sagen und raten!

Schütte hebt wieder an: „Was ist da eigentlich für ein Unterschied zwischen Euch und Euern Freunden und mir? Ich spüre, daß er da ist, daß Ihr mehr habt als ich. Aber was Ihr mir voraushabt, kann ich nicht recht in Worte fassen. Ich predige den Herrn Jesus doch auch wie Ihr. Ich habe mir sogar ein Bild eines berühmten italienischen Malers von ihm über den Schreibtisch gehängt.“

Jetzt bricht Rahlenbeck das Schweigen und sagt: „Ja, ja, Herr Pastor, an der Wand ist Jesus geduldig und ruhig, aber was gibt das für einen Spektakel, wenn er ins Herz kommt!“ Der Pastor erkennt ehrlich, daß hier in der Tat der entscheidende Unterschied ausgesprochen und sein eigener innerster Mangel aufgedeckt wird. Die beiden Männer sind an

jenem Abend noch lange zusammengesessen; am Schluß hat Rahlenbeck bescheiden gefragt, ob sie nicht zusammen beten sollten. Schütte ist gern darauf eingegangen, und der Pastor hat mit seinem Gemeindeglied die Knie gebeugt. In Bitte und Dank haben sich die beiden zu Gott gewandt, und der Herr Jesus begann in jener Stunde Wohnung im Herzen des Pastors Schütte zu nehmen und hat ihn fortan immer näher zu sich gezogen.

Das Neue in Schüttes Leben geschah nicht in einer plötzlichen, stürmischen Bekehrung. Aber sein Leben gehörte von dem Abend an seinem Herrn Christus. Er mußte in der Folgezeit noch allerlei von eigener Weisheit preisgeben, bis er immer mehr in das persönliche heilsfrohe Wissen hineinwuchs: „Jesus ist mein, und ich bin sein!“

Schütte war ein guter und gründlicher Theologe, aber er war noch nie der elende Sünder gewesen, der bettelarm zum Heiland kommen und sich wie jeder andere nur auf das Verdienst des gekreuzigten Heilandes werfen mußte. Das geschah aber jetzt. Es gab einen völligen Wandel in Schüttes Jesusbild. Bisher hatte er in Jesus meist das sittliche Vorbild gesehen, hinter dem er arg stümperhaft herhumpelte. Jetzt lernte er ihn aber als das Lamm Gottes umfassen, das seine Sünden trug. Kein Wunder, daß solche neuen Erfahrungen und Erkenntnisse die Hörer seiner Predigten bald aufhorchen ließen: „Unser Pastor predigt jetzt anders.“

Eine Herzensfreundschaft hat von jenem Abend an Henrich Rahlenbeck und Friedrich Schütte verbunden. Der so verschiedene Grad ihrer Bildung war dabei kein Hindernis. Der Mangel an theologischen Kenntnissen war bei Rahlenbeck reichlich ersetzt durch die Weisheit des Heiligen Geistes, die in ihm war. Darum hat der Pastor auf den „Fienenpastor“ stets brüderlich gehört. Und andererseits hat Hen-

rich die Theologie seines Pastors wahrlich nicht verachtet, sondern es mit Freuden gesehen und anerkannt, wie wertvoll eine gründliche theologische Bildung ist, wenn sie einem demütigen und bevollmächtigten Zeugen Jesu hilft, das Wort Gottes recht zu verstehen und auszulegen.

Die beiden Männer sind einander zum Segen geworden. Des Pastors ruhige und innerlich vornehme Art hat mildernd eingewirkt auf das allzu stürmische Temperament seines Freundes, der beim „Seelengewinnen“ schon einmal in fleischlichen Eifer verfallen konnte. Schütte hat fortan über die „Stundenleute“ immer tapfer seine Hand gehalten. In einem Brief an das Konsistorium verteidigte er das Recht der Privatversammlungen und stellte dem Rahlenbeckschen Kreis das beste Zeugnis aus. Da bewege sich alles auf einem gesunden biblischen Boden. Wenn man dort mit der Forderung der klaren Bekehrung es so ernst nehme, dann sei das gut biblisch; offenbar sei dieser Klang in der Verkündigung der offiziellen Kirche doch weithin zu kurz gekommen, bei ihm selber auch. Er habe wohl rechtgläubig und bekennnismäßig gepredigt, das klare Evangelium vom Sünderheiland sei aber nicht deutlich genug herausgekommen. Von dem Rahlenbeckschen Kreis erwarte er noch viel Segen für die Gemeinde.

So wie der Pastor fortan die Hausversammlungen von Herzen bejahte, so hielten sich die „Stundenleute“ auch willig zu den Gemeindebibelstunden, die Schütte bald danach einrichtete. Diese Neuregelung hatten die beiden Männer vorher vertrauensvoll miteinander besprochen. Sie erwies sich schon darum als notwendig, weil die enge Schusterwohnung allmählich zu klein werden wollte für die wachsende Schar der Besucher. Die alte „Stunde“ am Donnerstagabend wurde zwar weiterhin beibehalten, man sammelte sich aber jetzt außer der kirch-

lichen Bibelstunde mehr hin und her in den Häusern in kleineren Kreisen zur Bibelbesprechung und zur Gebetsgemeinschaft. Die Kirchengemeinde Herdecke hat viel Freude, Frucht und Segen davon gehabt, daß ihr beamteter Pastor ein Bruder unter Brüdern wurde, und daß zwischen ihm und dem „Fienenpastor“ und seinen Freunden allezeit das denkbar beste und vertrauensvollste Verhältnis bestand.

Der „Fienenpastor“ wird noch andern Theologen zum Segen

Weil wir gerade davon erzählt haben, welcher entscheidend wichtigen Dienst Rahlenbeck dem Herdecker Pastor Schütte getan hat, soll gleich hinzugefügt werden: Das ist nicht der einzige Fall gewesen und geblieben, wo der ungelehrte Schuhmacher einem Theologen zum Segen wurde. Mit den Jahren bürgerte es sich hin und her im Lande ein, von Rahlenbeck als dem „Fienenpastor“ zu reden.

„Die Fienen“ (Die Feinen) ist ein im Westen Deutschlands auch heute noch nicht ausgestorbener Spottname für die, die mit Ernst Christen sein wollen. Da nun Rahlenbeck so ganz diesen Kreisen zugehörte und in ihnen das Wort austeilte, aber auch an manchen andern Orten den Mund aufat zu einem fröhlichen Zeugnis für seinen Heiland, wußten die Leute für ihn keinen besseren Titel als eben „Fienenpastor“. Das meinten manche spöttisch; seine Freunde aber machten aus dem Hohn eine Ehre.

Der „Fienenpastor“ hat mit seinen „Kollegen“ von der akademisch-theologischen Zunft manche Begegnung gehabt. Mit einigen verband ihn treue Freundschaft. Er achtete das Amt hoch, wenn es treu, zur Ehre des Herrn und zum Heil der Seelen von einem lebendigen Zeugen verwaltet wurde. Wo ihm aber übertriebenes Amtsbewußtsein begegnete, wehrte

er sich wacker seiner Haut. Die biblische Wahrheit vom „allgemeinen Priestertum der Gläubigen“ ließ er sich nicht nehmen. Wie konnte das Zeugnis von Jesus nur Vorrecht eines einzelnen Standes sein? Einmal geriet Rahlenbeck mit einem geistlichen Herrn in eine lebhaftere Auseinandersetzung, weil der die Autorität seines Amtes allzu stark herauskehrte und den Dienst der Laien verächtlich machte. Da zeigte der „Fienenpastor“ auf das Bäckchen, das als ein Stück der geistlichen Würde seinen Gesprächspartner zierte, und erlaubte sich in seinem Dialekt, den er immer sprach, die massive Frage: „Bell di nix op den Talar in, bu süht et drunner uut?“ (Bilde dir nichts auf deinen Talar ein; wie sieht es drunter aus?) Diese Frage hat den Pastor nicht mehr losgelassen und ist ihm zum bleibenden Segen geworden.

Einem Pastor aus der Nachbarschaft hat Rahlenbeck einen ähnlichen Dienst getan wie dem lieben Pastor Schütte. Der hatte bei seiner Einführung eine Predigt im Stil des krassen Vernunftglaubens gehalten, die Rahlenbeck mit Seufzen angehört hatte. Einige Tage später treffen sich die beiden Männer unterwegs und sind bald in einer lebhaften Unterhaltung über die Predigt begriffen. Dabei hütet sich Rahlenbeck vor hochmütiger und liebloser Kritik, macht aber keinen Hehl daraus, daß da Steine statt Brot geboten worden seien.

Allen Einwänden des jungen Pfarrers begegnet der „Fienenpastor“ ehrerbietig und bibelfest. Er malt ihm das Bild des Heilandes vor die Augen, wie er in einer rechten Predigt den Leuten bezeugt und angeboten werden müsse. Auf dem Studierzimmer geht die Unterredung weiter. Dem jungen Mann geht eine neue Welt auf. Beim Abschiednehmen betet Rahlenbeck in seiner gewohnten kräftigen und kindlichen Weise. Der Pfarrer kann nur erstaunt

feststellen: „Rahlenbeck, Ihr betet ja gerade, als ob der Herr Jesus selber im Zimmer wäre. So kann ich noch nicht beten!“ Er rafft sich auf Rahlenbecks Ermunterung dann auch zu einem Gebetsseufzer auf: „Herr Jesus, ich möchte gern dein Schäflein sein und ein rechter Hirte meiner Gemeinde werden.“

Er ist es dann auch geworden und hat sich dem „Fienenpastor“ in vertrauensvoller Freundschaft angeschlossen. Seine Gemeinde horchte bei dem veränderten Ton, der in seinen Predigten aufklang, genau so erstaunt auf wie die Herdecker, als Pastor Schütte mit „neuen Zungen“ das Evangelium zu verkündigen begann. Etliche Kirchenvorsteher machten mißvergnügte Gesichter. Die einzige „Unruhe“, die sie bisher in den Gottesdiensten gekannt hatten, war das Einsammeln der Kollekte. Wenn das geschehen war, hatten sie sich bei den Predigten des vorigen Pfarrers immer ganz gemütlich in ihrer Bank zurechtgesetzt und erbaut-gerührt eine durchaus rechtgläubige, aber völlig saft- und kraftlose Predigt über sich ergehen lassen. Das wurde jetzt anders. Die Predigten des jungen Pfarrers griffen scharf Herz und Gewissen an.

Im Lande hin und her erzählten sich die Leute: „Der Schuster Rahlenbeck hat den jungen Pastor bekehrt. Er hat ihm die Hölle mächtig heiß gemacht, und da hat der sich bei seinen vielen Jugendstreichen und Studentensünden nicht mehr anders zu helfen gewußt, als daß er mit fliegenden Fahnen zu den Fienen übergelaufen ist.“ Rahlenbeck konnte über solch törichtes Geschwätz nur lächeln. Dankbar pries er den Gott, der allein Herzen bekehren kann, und der auch an diesem jungen Theologen sein wunderbares Werk getan hatte.

Der „Fienenpastor“ konnte seinen theologischen Bekannten allerlei sagen, und die zum Herrn Jesus recht standen, nahmen es ihm nicht übel. Einen er-

innerte er einmal daran, wie gefährlich man doch die Leute einschläfere, wenn man vom Abendmahl so rede, als ob sein Empfang jedermann die Sündenvergebung verschaffe. Wie könne man sich leichtfertig — z. B. bei den Massenabendmahlsfeiern in der Passions- und Konfirmationszeit, wo es am Abendmahlstisch von Lästerern und Ehebrechern geradezu wimmele, die ja gar nicht daran dächten, ihr Leben zu ändern — mit dem Abendmahlsgang beruhigen, während doch der wahre Trost der Vergebung nur denen gehöre, die als bußfertige Sünder im Glauben den Heiland am Kreuz umklammern. Dabei ließ Rahlenbeck dem Abendmahl durchaus seine wichtige Bedeutung für die Gläubigen: es sei ein Mahl des Dankes, der Freude, der heilskräftigen Erinnerung an den Tod des Herrn; die Glaubenden empfangen darin neue Lebenskräfte zum heiligen Wandel in der Kraft Jesu Christi.

Bei einer Kindtaufe hat Rahlenbeck einen spöttisch veranlagten Theologen einmal ganz prachtvoll abgeblitzt. Das war auch ein vernunftgläubiger Herr, der schon mancherlei von dem „verrückten Schuhmacher“ von Herdecke gehört hatte und nun erfreut war, diesen „seltsamen Heiligen“ aus der Nähe kennenzulernen. Wenig fein stichelte er: „Rahlenbeck, ich habe gehört, Ihr verstündet Euch aufs Predigen wie ein richtiger Pastor. Wollt Ihr uns nicht mal eine Probe Eurer Kunst geben? Wir sind alle mächtig gespannt.“

Rahlenbeck schwieg. Der Pastor hänselte weiter: „Ihr braucht Euch doch nicht zu genieren. Denkt doch, Ihr wäret in der Stunde und hättet Eure ‚Brüder‘ und ‚Schwestern‘ vor Euch, dann muß es doch fließen!“ Nun, wenn der Spötter denn durchaus eine Rede haben wollte, dann sollte er sie auch bekommen. Sie fiel kurz aus, erregte bei den Hörern heim-

liches Schmunzeln und trieb den Pastor schon nach kurzer Zeit zum Aufbruch. Sie lautete:

„Gottes Barmherzigkeit,
des Pastors Begehrlichkeit
dauert in Ewigkeit.“

Zum besseren Verständnis dieses Reimes muß hinzugefügt werden, daß von allen Gästen an der Kaffeetafel unser geistlicher Herr sich am begierigsten über die Kuchenschüsseln hergemacht hatte.

Abgeschlossen sei dieses Kapitel über die Beziehungen des „Fienenpastors“ zu den akademischen Theologen mit dem schönen Zeugnis, das der bekannte frühere Greifswalder Professor **H e r m a n n C r e m e r**, der zuerst ein Jahrzehnt in Westfalen Pfarrer gewesen war, und den verwandtschaftliche Beziehungen mit Herdecke verbanden, über Rahlenbeck abgegeben hat: er habe von ihm tiefe, innere Segnungen empfangen. Ueberhaupt verdanke er die eigentlichen Grundlagen seiner Theologie nicht den gelehrten Professoren auf den Universitäten, sondern dem Umgang mit Männern, wie der „Fienenpastor von Herdecke“ einer gewesen sei. Die hätten ihm die rechte Theologie des Kreuzes beigebracht.

Pfeile aus einem wohlgefüllten Köcher

Der bisherige Bericht hat schon gezeigt, daß unser „Fienenpastor“ nicht auf den Mund gefallen war, sondern in der rechten Stunde das rechte Wort hatte. Das verdankte er zum Teil einer natürlichen Begabung und Schlagfertigkeit; das war aber vor allen Dingen Wirkung und Weisung des Heiligen Geistes, der den Zeugen Jesu verheißen ist. Rahlenbeck war ein unermüdlicher Zeuge. Nichts war ihm so wichtig, als daß er die Leute hinwies auf das eine, das not ist. Als er jünger war, konnte er durch eine

zu stürmische und drängerische Art gelegentlich Unheil anrichten, später wurde er maßvoller und geistlicher, und seine Worte an mancherlei Leute wurden immer mehr zu Pfeilen, die zur rechten Stunde aus einem wohlgefüllten Köcher auf die Herzen und Gewissen abgeschossen wurden.

Für Trauernde hatte Henrich Rahlenbeck immer ein gutes Wort. Er hatte selber Leid zu tragen; denn in den Jahren 1821 und 1822 wurden ihm 2 Kinder durch den Tod genommen. Einmal wollte sein Zusage bei einem Vater, der das einzige Töchterchen verloren hatte, gar nicht haften. Da legte er den Arm um die Schultern des Trauernden und sagte: „Der Herr Jesus hat Euch besucht; seht zu, daß Ihr ihn behaltet!“ Das Wort packte den Mann und wurde ihm zur Hilfe.

Der so getröstete Vater nahm den „Fienenpastor“ mit ins Trauerhaus. Dort sollte er es auch seiner Frau und den anderen Trauergästen sagen, daß im Leid Jesus die Leute besucht und sie näher zu sich ziehen will. Natürlich nahm Rahlenbeck die Gelegenheit wahr. Er trat in ein übervolles Haus, wo die Frauen munter dem Kaffee zusprachen und im hinteren Zimmer unter etlichen Männern die Schnapsflasche die Runde machte. Welch eine herrliche Gelegenheit zur Evangelisation vor diesen zum großen Teil unbekehrten Menschen! Mit großer Vollmacht rief der „Fienenpastor“ seine immer schweigsamer und nachdenklicher werdenden Zuhörer vom bösen Weg auf die Straße des Lebens mit Jesus, die in die ewige Herrlichkeit einmündet.

Seine Pfeile saßen. Ein Fuhrmann ließ sich vernehmen: „Ich habe den Rahlenbeck immer für halb verrückt gehalten. Jetzt muß ich sagen, der Mann macht mir Eindruck, in dessen Haut möchte ich auch stecken. Wenn alle Christen so wären wie der, dann wollte ich auch fromm werden!“

Auch auf der Straße war Henrich Rahlenbeck immer im Dienst. Oft sah man ihn mit einem Begleiter, den er untergehakt hatte, daherkommen. Mit dem sprach er nicht nur vom Wetter. Die Leute sagten: „Der Fienenpastor kann das Bohren nicht lassen!“ Auch bei Reichen und Angesehenen hatte er keine Hemmungen. Ein reicher Protz, dessen Geldsäcke sich weniger durch ehrlicher Hände Arbeit als durch allerlei undurchsichtige Geschäfte und Spekulationen mit Bergwerksaktien, „Kuxen“ genannt, gefüllt hatten, brüstete sich eines Tages mit seinem windigen Besitz vor dem „Fienenpastor“:

„Ich habe es, lieber Rahlenbeck, im Leben doch weiter gebracht als Ihr mit all Eurer Frömmigkeit!“ Darauf die trockene Antwort des Angeredeten: „Ja, ich bin ein armer Schlucker und werde es in diesem Leben wohl auch bleiben. Owwer diene Kuxen send auk kenne Intrietskarte für den Himmel; doa wätt kenne Diwwedenden mä utgedeilt!“ (Aber Deine Kuxen sind auch keine Eintrittskarte für den Himmel. Dort werden keine Dividenden mehr ausgeteilt!)

Nicht nur, wenn es zum Heiland zu locken galt, hatte Rahlenbecks Köcher gutgespitzte Pfeile. Auch wenn Gläubige zur rechten Heiligung angespornt oder verstiegene Heilige mit ihren wunderlichen Ansichten zurückgewiesen werden mußten, fehlte dem „Fienenpastor“ nicht das rechte Wort. Wenn sich Menschen im Richten und Verdammen anderer ergingen, dann fuhr er dazwischen: „Pack di selwers anne Nase! De Deuwel kürt ut di, du Finnenkieker!“ (Faß an deine eigene Nase! Der Teufel spricht aus dir, du hochmütiger Mensch!) Rahlenbeck wollte wahrhaftig nicht Sünde überkleistern und beschönigen, aber dem Richtgeist war er feind. Immer mahn-te er, die Menschen nicht nur nach diesem und jenem ihrer Worte oder dieser und jener vereinzelter

Handlung zu beurteilen — das ergäbe oft ein einseitiges Bild —, sondern nach der Grundgesinnung des Herzens zu fragen.

Mit den hohen Heiligen, die sich am liebsten schon im Licht ihrer Sündlosigkeit sonnen möchten, stand der „Fienenpastor“ auf Kriegsfuß. Da wollte ihm doch einer weismachen, daß beim Wachsen in der Heiligung am Ende die Bitte um die tägliche Vergebung der Sünden überflüssig werde. Rahlenbeck begehrte auf und erzählte eine Geschichte aus seinem eigenen Leben, um zu zeigen, wie tief der Hang zur Sünde im Menschen wurzele, und wie er auch dem Bekehrten noch arg zu schaffen machen könne:

„Ich bin vor meiner Bekehrung zu jedem Tanzvergnügen gelaufen, und die Musik tat es mir immer an. Als ich später einmal eine Musikkapelle ihre schneidigen Weisen spielen hörte, da setzten sich doch wahrhaftig meine Füße in schwingende, tanzende Bewegung. Da war die Erinnerung an die alte Lust ausgerechnet in meinen Beinen aufgewacht, und ich habe gebetet: Herr Jesus, vergib mir meine sündhaften Beine, die Sünde steckt in mir noch drin!“

Der Heiligungsfanatiker tat dieses demütige Bekenntnis eines alten Gottesmannes von oben herunter mit der Bemerkung ab, er habe mit derartigen Versuchungen nichts mehr zu tun. Dann rückte er auch noch mit der Lehre von der Wiederbringung aller Dinge heraus und schloß sogar den Teufel in das Seligwerden ein. Rahlenbeck brach das unfruchtbare Gespräch ab, griff aber noch einmal in seinen Köcher und schoß einen letzten, zur Besinnung mahnenden Pfeil auf den frommen Schwätzer ab: „Sieh zu, daß Gott dich schon in diesem Leben wiederbringt, es könnte sonst zu spät sein!“

Lieulich und hilfreich war Rahlenbecks Rede, wenn er ängstliche und angefochtene Leute vor sich hatte. Da breitet ihm eines Tages der Peter Kaspar Elseborn allerlei Zweifel aus und sagt: „Was soll ich anfangen, Henrich? Meine Sünden erdrücken mich.“ Der erfahrene Seelsorger hat bald herausgebracht, daß sein Besucher ein wirkliches Eigentum Jesu ist, daß ihm aber der Teufel mit seinem Dreinreden und Verklagen die Zuversicht des Heils verdunkelt. Hier kann nur so geholfen werden, daß das Wort Gottes mit seinen großen Verheißungen und nicht menschliche Ueberredungskunst das geängstete Gewissen stillt.

Darum läßt der „Fienenpastor“ ganz schlichte Worte aus dem Alten und aus dem Neuen Testament zu dem Angefochtenen sprechen: „Wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden, und wenn sie gleich ist wie Scharlach, so soll sie doch wie Wolle werden.“ Besondere Tröstung bringt dem Kaspar die Stelle aus Röm. 6, 6—11, zumal Rahlenbeck sie mit einer prachtvollen Erzählung anschaulich macht.

Dort heißt es ja: „Wer gestorben ist, der ist gerechtfertigt von der Sünde. . . Also auch ihr, haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christo Jesu, unserem Herrn!“ Den gesamten Inhalt der Verse bringt Rahlenbeck auf die einfache Formel: „Was tot ist, das ist tot und soll tot bleiben.“ Diese Wahrheit verdeutlicht er an einer sonderbaren Geschichte, die im Wittgensteiner Land geschehen sein soll:

Ein gottloser Mann ist gestorben, und niemand hat Lust, an seinem Sarg die sonst übliche Totenwache zu übernehmen. Schließlich bringt ein altes Weiblein die Rede auf den Schuster Allefeld, den könne man vielleicht dazu bewegen. Die Frau macht sich selber auf den Weg, erzählt von dem Leben, Treiben und

Sterben des Spötters und bittet Allefeld dringend, sich doch zur nächtlichen Totenwache bereit zu finden. Der weist auf den Berg Stiefel, die der Reparatur harren. Die Alte weiß Rat: „Eure Stiefel nehmt ihr mit. Den Toten stört's nicht, wenn ihr an seinem Sarge hämmert.“

Der Schuster packt sein Schuhwerk samt dem Arbeitszeug in den Sack, geht ins Trauerhaus, setzt sich an den Sarg und schafft unverdrossen, während die beiden Kerzen die düstere Kammer notdürftig erhellen. Als es Mitternacht schlägt, hält er kurz inne und schaut auf. Halt, was ist das? Hebt sich nicht das Leichentuch, regt sich nicht der Tote? Schon ist der Schuster mit hoherhobenem Hammer am Sarg, reißt das Leichentuch in die Höhe und schlägt auf die kalt und steif daliegende Leiche mit den Worten ein: „Bleib liegen! Was tot ist, das ist tot und soll tot bleiben!“ Mit Spuk hat das Ganze allerdings nichts zu tun gehabt. Es hat sich wohl bloß beim Luftzug, der durch das halbgeöffnete Fenster drang, das Tuch über dem Toten etwas bewegt. Hinterher hat der Schuster munter weitergehämmert bis zum Morgengrauen. Im Dorf aber machten bald allerlei gruselige Geschichten über Schuster Allefelds Totenwache die Runde.

„Sieh, Peter Kaspar“, legt nun Rahlenbeck dar, „es geht um dieses: Was tot ist, das ist tot und soll auch tot bleiben. Dich plagt deine Sünde. Aber was hast du mit der eigentlich noch zu schaffen? Die hat doch dein Heiland auf Golgatha getragen, ja mehr, die ist mit ihm ans Kreuz geheftet. Du kannst ja gar nicht mehr mit ihr liebäugeln, du mußt sie ja mit deinem Haß verfolgen. Das Kreuz Jesu hat die Sünde und dich doch gründlich auseinandergebracht. Die Liebe Jesu hat uns überwunden; wie gehören wir denn noch unter die Herrschaft der Sünde? Ja, ich darf zu sagen wagen: Sünde, ich bin tot für dich!

Die Sünde selber ist noch nicht tot. Aber wenn sie in Stunden der Versuchung sich mir naht, dann weiß ich, daß sie das Recht an mir verloren hat. Sie darf mich nicht mehr verklagen. Ich bin ja im Blut Jesu von allen Sünden freigesprochen. Laß dir doch nicht mehr von dem, den die Schrift als den Lügner von Anfang an, als den Verkläger der Brüder entlarvt, vergangene und in der Vergebung Jesu weggenommene Sünde vorhalten! Und zur gegenwärtigen Sünde, wenn sie dich versuchen will, sage getrost: Du Stolz, du Neid, du Geiz, für euch hing ja mein Herr am Kreuz! Christus ist für die Sünde gestorben, und wir sind mit Christus der Sünde abgestorben. Und nun soll auch tot bleiben, was tot ist!“

Jetzt war dem Peter Kaspar aber wirklich geholfen. Ganz fröhlich ging er weg. Er wußte: Der Verkläger darf mich nicht wegen meiner Sünden verklagen. Christus starb ja auch für mich. Henrichs Worte waren gutgezielte Pfeile aus dem vollen Köcher biblischer Erkenntnis gewesen, Pfeile, die ins Gewissen gedrungen waren, aber nicht, um es zu verwunden, sondern um es zu heilen. Wir sehen deutlich, was für ein guter Theologe der „Fienenpastor“ gewesen ist, wie er die Theologie des Kreuzes — und das ist doch wohl die beste — so zu treiben wußte, daß Menschen Frieden fanden. Unermüdlich schärfte es Rahlenbeck ein: Ja, im Blut Jesu gibt es eine volle, wahre Vergebung. Nun wollen wir uns aber auch der Sünde gestorben halten und den alten Menschen dort lassen, wo er hingehört, am Kreuz, und in der Kraft Christi in einem neuen Leben zu wandeln anfangen.

Mission auch unter Juden und Heiden

Wie fröhlich und gesegnet der „Fienenpastor“ unter Christen und Namenchristen sein Arbeitsfeld hatte, das haben wir gesehen. Davon wäre noch

manche schöne Geschichte zu erzählen, es wäre noch von mancher Frucht zu berichten. Er wird einst am Thron Gottes in der Ewigkeit die Hände voller Garben haben, der Schuhmachermeister Henrich Rahlenbeck aus Herdecke. Menschen werden auf ihn weisen und dankbar sagen: „Du bist uns zum Segen geworden. Durch dich sind wir auf den Weg des Lebens gekommen.“

Auch Juden hat Rahlenbeck das Zeugnis vom Messias Jesus nicht verschwiegen. Da kam gelegentlich der Handelsmann Abraham Dielenberg aus Breckerfeld mit seiner Kiepe, die eine reiche Warenauswahl barg, auch durch Herdecke. Die Gassenjungen hatten ihren Spott mit ihm. Einmal scheuchte der „Fienenpastor“ die unbarmherzigen Spötter gerade vor seinem Hause davon und nahm den Juden mit in seine Wohnung. Der konnte nur staunen, wie lieb dieser Christenmensch mit ihm umging. Das war ihm noch nie widerfahren. Er mußte erst einmal seinen Heißhunger stillen und bekam dann die Botschaft zu hören:

Der Messias, auf den das Volk Israel wartet, ist schon gekommen. Es ist der Herr Jesus, im Unverstand von Abraham Dielenbergs Vätern ans Kreuz genagelt, aber auferstanden in der Kraft Gottes und allen Heil und Frieden bringend, die an ihn glauben!

Zum Abendessen und zur Uebernachtung wird der Jude auch eingeladen. Die beiden Männer sitzen nach der Abendmahlzeit noch lange beieinander, jeder hat eine aufgeschlagene Bibel vor sich liegen, und der bibelkundige „Fienenpastor“ führt seinen Besucher in den Reichtum der Schriftverheißungen für Israel ein. Höhepunkt seiner Darlegungen ist das Zeugnis vom leidenden Gottesknecht nach Jesaja 53, der alttestamentlichen Kernstelle für das Kreuz Christi.

Mancher Jude hat in dieser Art im Schusterhaus in Herdecke wahre Christenliebe kennengelernt und ein herzandringendes, werbendes Zeugnis vom Messias Jesus gehört.

Nun muß noch von den Heiden geredet werden. Ja, hat denn bis zu denen hin der „Fienenpastor“ seinen Zeugendienst ausgedehnt? Nein, er selber hatte daheim reichlich Arbeit, aber die Heidenmission hatte in seinem Herzen einen warmen Platz, zumal von dem Tage an, an dem einer seiner früheren Gesellen, Johann Gottlieb Leipoldt, als Bote Jesu nach Afrika hinauszog. Mit diesem jungen Mann hatte es eine eigenartige Bewandnis. Er sprach eines Tages als wandernder Handwerksbursche im Herdecker Schusterhaus vor. Zu arbeiten gab es dort ja immer; so wurde er gebeten, dazubleiben, zumal er einen so treuherzigen und ehrlichen Eindruck machte.

Zwei Tage bleibt er auch. Dann steht er reisefertig vor dem Meister. Der ist ganz erstaunt und will wissen, warum es ihn denn schon wieder fortzieht. Erst drückt sich Leipoldt um eine klare Antwort herum, schließlich gesteht er: „Meister, ich — kann — das — Beten — in Eurem — Hause — nicht — mehr — aushalten!“ Gleich merkt Rahlenbeck, hier hat Gott ein Werk an einem jungen Mann begonnen; den darfst du jetzt auf keinen Fall weglassen. Es gelingt ihm, Leipoldt zum Bleiben zu bewegen: Acht Tage solle er es noch im Hause versuchen. Wenn es nach deren Ablauf ihm immer noch nicht gefiele, dann würde ihn niemand mehr am Weiterwandern hindern.

Rahlenbeck betet jetzt noch inniger und dringender, sowohl im Kämmerlein wie auch bei der gemeinsamen Hausandacht, und der Geselle merkt, daß er hier in ein Haus wahrhaftiger Christen geraten ist. Er kann sich dieser Luft einer echten und

das ganze Leben bestimmenden Frömmigkeit nicht lange entziehen; nach einer Abendversammlung im Hause schlägt Gottes Gnadenstunde für ihn, und aus dem unstillen Wandergesellen wird ein zielklarer Pilger zur ewigen Heimat.

Einige Jahre bleibt er noch im Rahlenbeckschen Hause, dann kommt ein Freudentag für den „Fienepastor“: Sein Geselle will sich noch einmal im neugegründeten Barmer Missionshaus 4 Jahre auf die Schulbank setzen und sich zum Missionar ausbilden lassen. Später geht er als Bote Jesu nach Afrika. Seine Briefe und Berichte von dort bilden in Zukunft immer einen Höhepunkt der Zusammenkünfte des Herdecker Geschwisterkreises. Wie steht das Gebet und das Opfer dieser schlichten Menschen hinter der Mission!

Es ist noch ein zweiter Missionar namens J o h a n n G e o r g S c h r ö d e r aus dem Rahlenbeckschen Hause in den Dienst des Königs Jesu hinausgezogen. Auch er war Schustergeselle und hatte in Herdecke den Heiland gefunden.

Die Missionsliebe fand kräftige Nahrung durch die Missionsfeste in Elberfeld, an denen auch immer ein Trupp Herdecker Männer teilnahm. Sie hatten dabei insgesamt 10—12 Wegstunden für die Hin- und Rückreise unter die Füße zu nehmen. Das bequeme Geschlecht von heute, das in Autos fährt und auf Motorrädern rattert, kann sich das kaum noch vorstellen, welche Opfer an Zeit, welche Mühen langer Wanderungen die nach dem Lebensbrot des Wortes Gottes und nach der Gemeinschaft der Jünger Jesu hungernden Gläubigen damals auf sich nahmen.

Das Elberfelder Missionsfest im Juli war in jenen Jahren, in denen ein geistlicher Frühling durchs Wuppertal zog, für viele von fern und nah, für jung und alt ein großer Anziehungspunkt. Die Herdecker Besucher mußten schon in der Nacht vom Samstag

auf Sonntag aufbrechen. Unterwegs sangen sie ihre Lieder. Traurig stimmte es sie, wenn sie die vielen kleinen Schmieden zu beiden Seiten der Landstraße erblickten, in denen auch am Sonntagmorgen die Hämmer klangen. Schon im frühen Morgengrauen waren die Schmiede und ihre Gesellen an der Arbeit. Arbeitsruhe am Sonntagvormittag war damals noch weithin unbekannt.

Wenn die Männer aus Herdecke ihre Lieder erschallen ließen, machten die Schmiede* verwunderte Augen, und manch einer dachte oder sagte es auch: „Was für verrückte Kerle! Singen die am frühen Morgen so fromme Lieder!“ Auf der Landstraße Lieder zur Ehre Gottes oder gar die frischen Jesuslieder singen zu hören, das war damals für viele Leute noch eine unerhörte Sache, die sie vor die Tür lockte und sie den Kopf schütteln ließ. Rahlenbeck redete dann diesem und jenem der Arbeitswütigen ins Gewissen und erlebte auch gelegentlich die Freude, daß seine Mahnung fruchtete und eine Werkstatt abgeschlossen wurde.

Eine Morgenandacht mit anschließender Gebetsgemeinschaft fehlte in einer kurzen Rastpause nicht. Und dann war man endlich in Elberfeld. Was müssen das für selige Zeiten damals gewesen sein, von denen ein nicht unkritischer Kenner der Wuppertaler Verhältnisse schreiben konnte: „Die Gotteshäuser faßten die herzudrängenden Höerermassen nicht mehr. Wochengottesdienste wurden nicht minder stark besucht wie die sonntäglichen. Der Erweckungen zum neuen Leben war in allen Gemeinden kein Ende. Das religiöse Interesse verschlang bei Tausenden jedes andere. Die gesellige Unterhaltung drehte sich meist um kirchliche Vorgänge oder um Wahrheiten der Heiligen Schrift. Eine erwartungsvolle Heiterkeit bildete den Grundton in der Stimmung aller Gläubigen, und ein lebhaftes

Bedürfnis nach Herzensergießung und Gedankenaustausch führte die Erweckten täglich nach getaner Arbeit zu unzähligen trauten Bruderkreisen zusammen.“

So sah es um das Jahr 1823 im Wuppertal aus. In Elberfeld fanden die Herdecker Missionsfestpilger einen reichgedeckten Tisch des Wortes Gottes vor. Im Festgottesdienst stieß wohl einer den anderen an und flüsterte: „Junge, hier ist was zu holen!“ Am Nachmittag war es nicht anders. Neben den Missionsberichten kam die evangelistische Verkündigung zu ihrem Recht. Die Gastfreundschaft und die Bruderliebe feierten Triumphe. Rahlenbeck war immer im Pfarrhaus Rauschenbusch zu Gast und schloß dort mit manchen lieben Gotteskindern, darunter auch Pastoren, Herzensfreundschaft.

In der Nacht zum Montag, nachdem man noch recht lange brüderlichen Austausch bei den Gastgebern gepflegt hatte, wurde der Heimweg angetreten. Es erlaubte sich nämlich niemand von den Herdecker Männern einen „blauen Montag“. Am Montagmorgen saß Henrich Rahlenbeck vielmehr wieder auf seinem Schusterschemel, und alle anderen waren auch wieder bei ihrer Hantierung. Nein, es sollte keiner sagen, daß sich die Frommen auf die faule Haut legten! In der nächsten Donnerstagabendstunde war dann „Brockensammlung“, und aus den Berichten der verschiedenen Teilnehmer fiel für die Daheimgebliebenen noch mancher Segen ab. Rahlenbeck ging wie immer das Herz und der Mund über, wenn er die herrliche Gemeinschaft rühmte, die in Jesus die Leute verbindet. Dann sagte er wohl: „Das macht der Karfreitagsmann. Es ist ein Verband, und Er ist der erste in unserem Verband.“

Kampf gegen den Alkoholteufel

Der Missionsgedanke hatte im Rahlenbeckschen Kreis kräftig Wurzel geschlagen. Eine andere wichtige Reichgottesarbeit wurde auch bald angepackt: die Trinkerrettung. Von einem „Blauen Kreuz“ wußte damals noch niemand etwas, aber in Herdecke und an manchen anderen Orten waren treue Christen an der Arbeit, dem damals gefährlich wütenden Alkoholteufel Beute zu entreißen. In Herdecke stand es mit dem Alkoholmißbrauch sehr schlimm; die auf dem Rathaus geführte Liste der Gewohnheitstrinker wurde immer länger.

Ein großes Erschrecken ging durch den Ort, als die Frau eines Trinkers meinte, ihr Elend nicht länger ertragen zu können, und sich mit ihren beiden Kindern in die Ruhr stürzte. Glücklicherweise konnten alle drei gerettet werden. Das aufregende Geschehen blieb noch lange im Städtchen Gesprächsstoff. Im Rahlenbeckschen Kreise begriff man, daß hier mit bedauernden Worten allein nichts auszurichten war, daß hier eilig etwas getan werden mußte. Man mußte sich den Trinkern zuwenden und sie zu retten versuchen. Allen wurde diese wichtige Aufgabe aufs Gewissen gelegt, während ein kleiner Kernkreis sich besonders verpflichtete, den armen Opfern des Alkohols verantwortlich und unermüdlich nachzugehen.

Es dauerte gar nicht lange, da erschienen die beiden ersten Trinker in der Donnerstagabend-Stunde. Einer aus dem Kreis brachte sie angeschleppt. Der eine war der böse Tyrann, der seine arme Frau so drangsaliert hatte, daß sie vor Verzweiflung ins Wasser ging. Es geschah das Große, daß die beiden Männer ihr verpfushtes, gebundenes Leben in die Hände Jesu gaben. War das ein Jubeln in Rahlenbecks Haus und in den Häusern der Geretteten! Die

zerrütteten und bedrückten Verhältnisse in den Trinkerfamilien wurden neu, die abgehärmten, blassen Frauen bekamen wieder Farbe, die eingeschüchterten Kinder begannen wieder zu lachen.

Wie war der Amtsdienner Hellmuth glücklich, als er bald darauf die Namen dieser beiden Männer aus der Trinkerliste streichen konnte! Es gab durch Gottes Gnade keinen Rückfall. Die Liste schrumpfte immer mehr zusammen. Bald nahm sich auch der Pastor der Sache an; aber die Seele des Kampfes gegen den Rauschtrank blieb doch der Rahlenbecksche Kreis. Auf eine noch breitere und wirksamere Grundlage wurde die Arbeit gestellt, als im Jahre 1844 in Herdecke ein Enthaltsamkeits- und Mäßigkeitsverein ins Leben gerufen wurde, der mit 28 Mitgliedern anfang und im Jahre 1874 die für einen kleinen Ort wie Herdecke wirklich eindrucksvolle Zahl von fast 400 Mitgliedern aufweisen konnte.

Am schlimmsten wütete damals der Branntwein; darum galt ihm vor allen Dingen der unerbittliche Kampf des Vereins. Jedes Mitglied verpflichtete sich durch Unterschrift zur völligen Enthaltsamkeit von diesem Teufelsgetränk. Bier und Wein müssen damals, mit der Branntweinpest verglichen, verhältnismäßig harmlose Getränke gewesen sein. Ihnen gegenüber wurde nur Mäßigkeit erwartet.

Kräftiger Schwung kam in die Arbeit des Vereins, als sich der Hilfsprediger Engelbert seiner annahm. Der Eifer des jungen Theologen erregte den nicht gelinden Zorn mancher „Volksfreunde“, die die Leute vor dem Ungestüm solcher „Enthaltsamkeitsapostel“ warnen zu müssen meinten. In einem Zeitungsartikel, der unterschrieben war: „Ein Freund der Mäßigung“, wurde der Aerger auch am lieben Pastor Schütte ausgelassen, der solchen „radikalen und unreifen jungen Männern“ — damit war auf Engelbert angespielt — freie Hand ließ. Hier ein

paar Sätze aus dem Erguß des „Freundes der Mäßigung“: „Dergleichen wollen sich unsere ehrwürdigen Greise und unsere freisinnigen Männer nicht sagen lassen, und man ist darum sehr unwillig auf den Herrn Pfarrer Schütte, daß derselbe seine Kandidaten solche Uebertreibungen predigen heißt und solche Kandidaten passend für Herdecke hält, die im Rufe stehen, in ihren Ansichten nicht die goldene Mittelstraße zu lieben.“

Nun, unsere Herdecker Alkoholgegner, unter denen Vater Rahlenbeck natürlich nicht der laueste und untätigste war, haben sich durch den Widerstand, den sie fanden, in ihrer guten Sache nicht irremachen lassen. Es war wirklich herrlich, wie man in Liebe und Geduld den armen Trinkern nachging. Es ist noch ein Brief erhalten, den in jenen Tagen ein Mitglied des Enthaltensamkeitsvereins, Friedrich Wilhelm Herbers, an einen Bekannten schrieb:

„Der Du noch Branntwein trinkst und meinst, er wäre zuweilen gut, besonders bei Verrichtung schwerer Arbeiten, versuch es doch einmal ein halbes Jahr und nimm, wie ich es gemacht habe, wenn ich Arbeiten im Walde oder auf dem Felde zu verrichten hatte, einen Krug mit Kaffee zu Deinem Butterbrot mit anstatt der Branntweinflasche! Glaube mir, Du wirst Dich dabei viel, viel besser befinden und kräftiger werden. Dadurch ersparst Du auch manchen Groschen, der sonst dem Teufel geopfert wird. Bedenke doch immer, daß der Branntweingeist sich mit dem Heiligen Geist nicht vertragen kann! Es wird Dir gar nicht schwer, dem Branntwein zu entsagen, wenn Du den Heiligen Geist hast, und dann erst wirst Du in vollem Maße erkennen können, welch einen Greuel und Verwüstung dieser Seelenmörder Branntwein anrichtet, und wieviel Elend und Jammer er über die Menschheit gebracht hat.“

Manche, die dem Verein beitraten, wurden von

Abfall und Rückfall bedroht. In Vereinsbüchern ist nachzulesen, wie man in den Zusammenkünften immer wieder auf diese Gefährdeten zu sprechen kam. Man überlegte, in welcher Weise ihnen zu helfen sei, wie man sie warnen könne. Auf manchen Blättern der alten Sitzungsprotokolle sind die Namen der schwachen Mitglieder aufgeschrieben. Hinter den Namen ist vermerkt: „Zu warnen durch“ Dann sind die Männer und Frauen angeführt, die diesen Liebesdienst übernehmen sollten, und die auch pünktlich und treu ihrer schweren Aufgabe nachkamen. Es ist wirklich herzerquickend, daß in jenen Tagen der Bruderdienst an den Trinkern so wichtig genommen und so unermüdlich durchgeführt wurde.

Der „Fienenpastor“ und die „drei güldenen G“

Kennst du die „drei güldenen G“ noch nicht? Nun, damit ist gemeint: Gottes Wort, Gebet und Gemeinschaft der Kinder Gottes. Das sind drei göttliche Gaben und Vorrechte, aber auch Aufgaben und Verpflichtungen, in denen jeder treu leben und bleiben muß, der auf dem Weg der Nachfolge Jesu Christi vorankommen will. Evangelisten und Seelsorger schärfen Menschen, die sich für den Weg mit Jesus entschlossen haben, liebevoll und dringlich ein: „Wenn ihr möchtet, daß auf den Anfang, den Gottes Gnade euch jetzt machen läßt, ein gesunder und kräftiger Fortgang folgt, dann nehmt und gebraucht die Gnadenmittel, durch die euch die Kräfte des Wachsens und Bleibens in Jesus dargebracht werden: Gottes Wort, Gebet, Gemeinschaft! Versäumt und vernachlässigt keins von den „drei güldenen G“!

Rahlenbeck hat nach dieser Regel verfahren, und darum ist er im Glauben klar und kernig gewesen,

darum ist so viel Segen von ihm ausgegangen, darum lag so reiche Frucht auf seinem Wege.

Der Umgang mit dem Worte Gottes war dem „Fienenpastor“ ein liebes und vertrautes Geschäft. Er hatte die Mitte, das Herzstück der biblischen Botschaft voll erfaßt: **d a s W o r t v o m K r e u z**. Als sich einmal ein auswärtiger Pastor über den simplen Schuster und Laienprediger, der ja gar nicht studiert hatte, erheben wollte, setzte Rahlenbeck dessen Dünkel mit dem heilig-ernsten Wort zurecht: „Was? Ich hätte nicht studiert? Ich habe die Kreuzestheologie studiert, die Ihr nicht kennt; denn sonst würdet Ihr anders reden!“

Aus dem Vertrautsein mit der Schrift erwuchs unserem Henrich Rahlenbeck die seelsorgerliche Gabe und Vollmacht. Wenn es um die Frage ging, auf die der „Fienenpastor“ bei allen Unterredungen zielstrebig zusteuerte: „Wie wird ein Mensch ein Kind Gottes?“, dann konnte er wahrlich aus der Bibel gründliche Auskunft geben. Von allem Schwärmen und Fühlen weg wurden die Leute auf festen Grund gestellt: Glaube an den Herrn Jesus Christus und halte dich an seine Verheißungen! Sie gelten dir, und sie geben dir eine Gewißheit, die dir keine Hölle und kein Tod entreißen können.

Aus seiner reichen biblischen Erkenntnis heraus konnte Rahlenbeck auch bei Lehrfragen mitreden, z. B., wenn es um die Sakramente, um Taufe und Abendmahl ging. Er hatte da seine Meinung, erkannte die Kindertaufe an, wollte aber mit allen Streitereien nichts zu tun haben, die gerade in der Sakramentslehre die Gläubigen auseinandergbracht haben. Er war weitherzig: Ein jeglicher sei seiner Meinung gewiß!

Daß er in Fragen der **H e i l i g u n g** eine gesunde biblische Linie lehrte und lebte, haben wir schon gehört. Als er einmal in seinem Jungmännerkreis die

Bibelstunde hielt, spürte er, wie verehrungsvoll alle zu ihm aufsahen, gerade als ob er eine Art Heiliger wäre. Da überraschte er seine Zuhörer mit der Feststellung: „Jungens, der alte Rahlenbeck wird immer schlechter!“ Das wollte denen nun wirklich nicht recht einleuchten. Aber Rahlenbeck wies ihnen nach, daß der Apostel Paulus von sich auch nicht anders gedacht und geredet habe.

Einer der Jungens mußte die Stelle 1. Kor. 15, 10 lesen: „Ich habe viel mehr gearbeitet denn sie alle.“ So konnte der große Heidenmissionar wirklich ohne Uebertreibung und Ruhmsucht sagen. Dann schlug ein anderer auf und las: „Nicht daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei“ (Phil. 3, 12). So gering hält also derselbe Apostel von sich. Und wie heißt das Bekenntnis des Paulus am Schluß seines gesegneten Lebens? „Ich bin der vornehmste, der ärgste unter allen Sündern“ (1. Tim. 1, 15). „Seht ihr, Jungens“, schloß dann der „Fienenpastor“, „ist sich der Apostel Paulus nicht immer schlechter vorgekommen? Der hat bestimmt in der Heiligung viel Sieg über die Sünde gehabt, und mir dürft ihr es auch glauben, daß ich meinem Herrn gehorsam sein möchte. Aber es bleibt soviel Schwachheit und Versagen, daß es wirklich keinen anderen Trost und keine andere Zuversicht gibt als die, die der Dichter in dem Vers ausspricht:

An mir und meinem Leben
ist nichts auf dieser Erd';
was Christus mir gegeben,
das ist der Liebe wert!“

Nun das zweite „güldene G“: d a s G e b e t ! Wir erinnern uns noch an den staunenden Ausruf eines jungen Theologen, der den „Fienenpastor“ beten hörte: „Rahlenbeck, Ihr redet ja gerade so, als ob der Herr Jesus selber im Zimmer wärel!“ Die Einfalt und die Kindlichkeit, in der Henrich Rahlenbeck mit

seinem Vater im Himmel und seinem Heiland sprach, war köstlich und herzerquickend. Da gewannen viele den ermutigenden Eindruck: So vertraut und innig darf also ein Christenmensch mit seinem Gott reden. Seine Gebete und Fürbitten ließ Rahlenbeck oft in den Satz ausklingen: „Herr Jesus, überleg dir die Sache und hilf mir, wenn du kannst!“ Die ehrfürchtigen Worte des alttestamentlichen Beters Abraham waren auch die seinen: „Herr, ich habe mich unterwunden, mit dir zu reden, wiewohl ich Erde und Asche bin.“

Rahlenbeck konnte mit seinen Gebeten Gott lange, unermüdlich lange in den Ohren liegen. Besonders dann, wenn es galt, einen Menschen vom Weg des Verderbens auf den Lebensweg herüberzuholen. Er hatte einen Nachbarn, der war ihm sehr feindlich gesinnt. Der Kerl war ein Trunkenbold und Wüterich, und der bloße Anblick Rahlenbecks versetzte ihn stets in Zorn, einfach deswegen, weil er sich im Gewissen geschlagen und gestraft vorkam und sich sagen mußte: „So glücklich wie der Henrich könntest du auch sein, und in deiner Familie könnte es genau so friedlich und harmonisch zugehen wie im Schusterhaus drüben, wenn du bloß vom Alkohol los wärest.“

Dieser Nachbar nimmt sich eines Tages vor, Rahlenbeck beim Beten zu belauschen, um dann hinterher darüber bei seinen Kumpanen tüchtig spotten zu können. Er versteckt sich nach dem Dunkelwerden unter des „Fienenpastors“ Schlafzimmer. Endlich geht der zu Bett, sinkt aber vorher auf die Knie und betet lange und innig, wobei das Fenster wegen der Schwüle des Abends offen bleibt. Dem heimlichen Horcher unter dem Fenster vergeht die Lust zum Spotten immer mehr. Nun muß er sogar hören, wie Rahlenbeck die Not der Trinker und ihrer Familien vor Gott ausbreitet. Und nun hört er sogar seinen

eigenen Namen: „Herr, ganz besonders bringe ich dir meinen Nachbarn Pennekamp, hol den Mann aus seinen Ketten heraus, laß es in seinem Herzen und in seinem Haus Frieden werden!“

Das packt den Rohling. Einige Tage später erscheint er wieder, aber dieses Mal nicht, um unter dem Fenster zu horchen, dieses Mal geht er ins Haus hinein und sucht eine Aussprache mit dem „Fienepastor“, und die endet so, daß im Himmel und auf Erden Freude ist über einen verlorenen Sohn, der heimfindet ins Vaterhaus.

Welche Rolle hat das dritte „güldene G“, die Gemeinschaft mit dem Volke Gottes, in Rahlenbecks Leben gespielt? Wir haben ja schon genug von den „Stunden“ im Schusterhaus gehört, in denen sich die Gläubigen in der Liebe Jesu und in der Gemeinschaft des Wortes so nahe kamen. Die Schar wuchs im Lauf der Jahre so mächtig, und es fand sich auch allerlei junges Volk herzu, daß man froh war, in einer alten Schule ein großes Zimmer ausbauen zu dürfen. Stühle, Tische, Bänke und andere Einrichtungsgegenstände in diesem Versammlungsraum stammten ausgerechnet aus dem Inventar einer Gastwirtschaft, die Bankrott gemacht hatte.

Reges geistliches Leben entfaltete sich in diesem eigenen Heim. Rahlenbeck war besonders unter seinen jungen Männern, die eigene Zusammenkünfte bekamen, daheim. Es war rührend, wie die Liebe, die in dem großen Kreis der Brüder und Schwestern waltete, in allerlei Tat und Hilfe sich ausdrückte. Dem Amtsdieners Hellmuth, der sich finanziell nicht glänzend stand, war einst ausgerechnet in den Tagen vor Weihnachten die einzige Ziege eingegangen. Wie nötig brauchte er ihre Milch für seine kleinen Kinder! An die Anschaffung einer neuen war gar nicht zu denken. Es meckerte aber am Heiligen

Abend fröhlich ein neues Ziegentier im Stall; die Freunde aus dem Bibelstundenkreis hatten es sich nicht nehmen lassen, für ihren heimgesuchten Bruder zu sammeln und ihm diese Weihnachtsfreude zu bereiten. Begeistert klang der Jubelruf des Bübleins: „Vaa, vi hätt wier ne Hippe!“ (Vater, wir haben wieder eine Ziege!)

So sehr für Rahlenbeck der Gemeinschaftskreis geistliche Heimat war, so willig dehnte er das „guldene G“ der Gemeinschaft doch auch auf die Kirche aus. In Herdecke gehörte er zu den treuesten Kirchenbesuchern; mit mehr als einem Pastor verband ihn gute Freundschaft. Wo er auf Leute traf, die in der Kreuzestheologie bewandert waren, schloß sich sein Herz weit gegen sie auf. Alle, deren Herz wie das seine für den Herrn Jesus brannte, waren ihm Bruder und Schwester, welchem christlichen Kreis sie auch zugehören mochten.

Es kamen Versuche vor, den „Fienenpastor“ in andere christliche Lager herüberzulocken. Er blieb seiner Kirche treu, wenn er auch nie auf das Recht deutlicher Kritik verzichtete, wo er im Raum der Kirche Mißstände, verwässerte Verkündigung, pastorale Anmaßung antraf. Diese Kritik war Kritik aus dem Geist der Liebe, aus dem Eifer um des Herrn Ehre, aus der Sorge um die Menschen, die doch zu ihrer Rettung das Lebensbrot des klaren Evangeliums brauchten.

Wie er über die Kirche und seinen Platz in ihr dachte, legte er einmal einem lieben Freund und Bruder dar, der für sich meinte, den Weg der Freikirche wählen zu müssen:

„Wohin soll ich denn austreten, wenn ich aus der Kirche scheiden würde? Ueberall ist Welt, Babel, sowohl innerhalb wie außerhalb der Kirche, und ich brächte ein großes Stück Welt mit. Mein Platz ist innerhalb der Kirche, und zwar da, wo Menschen auf-

wachen, wo sie hungern und dürsten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, wo sie sich heraussehen aus dem Knechtsdienst der Sünde zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denen möchte ich helfen und dienen nach der Gabe und Gnade, die mir gegeben ist. Ich sehe unsere teure evangelische Kirche an als ein großes Missionsfeld, als eine besondere Gelegenheit, von meinem König Jesus zu zeugen. Ich bleibe von Herzen und ehrlich in der Kirche, solange man mich nicht hinauswirft. Bis dahin aber diene ich ihr freudig von ganzem Herzen. Doch jeder sei seiner Meinung gewiß!"

Aus dem irdischen ins himmlische Haus

Von dem einen, das not ist, hatte Henrich Rahlenbeck für alle, mit denen er umging, und die seinen Weg kreuzten, ein helles Zeugnis. Das konnte in seinem eigenen Hause und unter seinen Familienangehörigen erst recht nicht anders sein. Natürlich gönnte der Vater seinen Kindern Erfolg und Vorwärtskommen im irdischen Beruf von Herzen. Daß der Sohn **H e i n r i c h** Lehrer und ein weit und breit bekannter Zeichner und Schönschreiber wurde, hat den Vater sehr gefreut, und er hat an seiner Arbeit regen Anteil genommen. **F r i t z S o e n n e c k e n**, der Begründer der bekannten Schreibwarenfirma, ist Lehrer Rahlenbecks hochbegabter Schüler gewesen und ihm immer dankbar geblieben.

Aber viel wichtiger als berufliche Erfolge war dem „Fienenpastor“, daß seine Kinder in der Wahrheit wandelten. Seine treue Ermahnung und unermüdlige Fürbitte hat sie immer liebevoll umgeben. Er sagte wohl gelegentlich: „Ich gönne den Ratten das Leder in meiner Werkstatt nicht, viel weniger dem Teufel die Seele meiner Kinder!“ Und in der Tat,

seine Fürbitte ist nicht vergeblich gewesen, und der Segen der Eltern ist über die Kinder gekommen. Ein Enkelkind ist Verkündiger des Evangeliums geworden. Rahlenbeck hat das nicht mehr selber erlebt; wie hätte er sich sonst über diesen richtigen, ordinierten Pastor gefreut, der so ganz in seinen, des „Fienenpastors“, Fußtapfen wandelte!

Leid und Krankheit sind dem Hause Rahlenbeck nicht erspart geblieben. Besonders schwer war es dem Vater, daß er seinen Sohn Wilhelm, der das Schuhmacherhandwerk fortführen sollte, und der mit ihm innerlich so ganz eines Sinnes war, im blühenden Alter von knapp 31 Jahren durch den Tod verlor. Die Arbeit in der Werkstatt wurde dem alternden Rahlenbeck von Jahr zu Jahr beschwerlicher, und Wilhelm hatte so fröhlich mit ihm gehämmert und hätte ihm die rechte Stütze seines Alters sein können. Da kam der „Fienenpastor“ richtig ans Grübeln über Gottes wunderliche Wege.

Eines Nachts lag er auch wieder schlaflos auf seinem Lager. Da hörte er draußen einen Trupp betrunkenener Burschen dahertorkeln und grölen. Die benahmen sich so laut und unflätig, daß viele Herdecker aus ihrem Schlaf auffuhren und zu schimpfen begannen. Bei Vater Rahlenbeck aber hatte diese nächtliche Ruhestörung eine ganz eigenartige Wirkung. Seine Frau erfuhr am Morgen davon, als er erzählte: „Nun kann ich für Wilhelms Heimgang, wenn auch unter Tränen, danken. Denk, er hätte sich als mißratener Sohn unter den nächtlichen Krakeelern befunden! Dann hätte ich Grund zum Trauern gehabt. Nun aber hat Gottes Gnade ihn sauber und rein seine Jugendzeit verleben lassen, und ich weiß, daß er selig gestorben ist. Ja, ich kann mich freuen, und ich will mich auch freuen!“

So gingen die Jahre dahin. In Freud und Leid wurde das schlichte Schusterhaus immer mehr eine

Hütte Gottes unter den Menschen. Von weither kamen die Leute, Brüder im Herrn und fragende, sorgenvolle Menschen, um durch die Gemeinschaft und den Austausch mit dem „Fienenpastor“ Segen, Erquickung, Beratung, Wegleitung zu empfangen. Im Frühjahr 1864 kam dann die Stunde, in der der alte Rahlenbeck dieses sein irdisches Haus verließ und das himmlische einnahm, die Behausung, die nicht von Menschenhänden gemacht ist, welche die Hände Gottes denen bereiten, die den Weg des Glaubens und der Hoffnung vollendet haben.

Am Karfreitag ging er noch zum Abendmahl. Dann warf ihn eine Lungenentzündung nieder. Die Seinen vernahmen seinen Scheidegruß:

„Jesus im Herzen,
Jesus im Sinn,
in Jesu Namen gehe ich heim.“

Am 30. März 1864 war der Pilger daheim, nachdem ein Jahr vorher die Lebensgefährtin nach 49jähriger gemeinsamer Wanderung ihm vorangegangen war. In der Todesanzeige schrieben die Kinder:

„Gottes Gnade war in ihm mächtig, das Wort vom Kreuz war sein letztes Labsal. Die göttliche Erbarmung rühmend, deren er sich nicht wert hielt, und dankend für treue Liebe und Freundschaft, ist er eingegangen zur Ruhe des Volkes Gottes. Sein Segen komme über uns und über alle, die ihm zugetan sind!“

Wer den Mann, seine Art und seinen Weg überdenkt, muß jenem alten Mütterlein zustimmen, das von einem Besucher auf dem Friedhof zu Herdecke gefragt wurde, ob es denn noch den „Fienenpastor“ gekannt habe. Ihr Auge leuchtete, als sie aus dankbarer Erinnerung heraus antwortete: „Ja! Das war ein Mann!“

Ohm Michel

Der wilde Michel

Das Siegerland ist seit langem als ein geistlich lebendiger Landstrich bekannt. Zwar ist es auch dort nicht mehr wie in den Tagen der Väter. Ueberlieferung und frommes Mitläufertum ersetzen bei manchem wirkliches Leben aus Gott. Weltgeist und Vergnügrummel haben auch vor dem frommen Siegerland nicht haltgemacht. Aber es gibt noch kerniges Christentum dort, und Gott tut durch klare Bekehrungen immer wieder Menschen hinzu zu seiner Gemeinde. Wer im Siegerland evangelisiert, braucht sich nicht über leere Kirchen und Gemeinschaftshäuser zu beklagen. Ich habe es selber erlebt, wie sich das Volk derartig drängte, daß ich nur mit Mühe auf die Kanzel kommen konnte. Auf der Kanzel standen hinter mir noch junge Leute, die Kanzeltreppe war dicht besetzt.

Ja, das Wort Gottes hat noch einen weiten und frohen Schall im Siegerland. Und es gibt auch noch Leute, die ihm wirklich gehorsam werden und nicht nur bei Evangelisationen sensationell ihm nachlaufen. Eine Eigenart des christlichen Lebens im Siegerland sind die Männer- und Jünglingsvereine. Diese anderswo längst unmöglich gewordene Bezeichnung ist dort noch fröhlich im Gebrauch. Die Vereine haben zur Kirche ein durchaus freundschaftliches Verhältnis, wahren aber ihre Selbständigkeit. Der Pastor ist als Bruder herzlich willkommen, aber die Leitung hat er nicht. Die Zusammensetzung kann denkbar originell und buntscheckig sein. Der Vierzehnjährige geht nach der Konfirmation dorthin, und dem achtzigjährigen Vater in Christo ist sein Verein in vielen Jahrzehnten so lieb geworden, daß er sich schlecht davon trennen kann. Ohne Spannungen

zwischen den Generationen kann so etwas natürlich nicht immer abgehen.

Was sind das für prachtvolle Christen, die man in den Vereinen und in den Gemeinschaften heute noch antreffen kann! Die haben ein selbständiges Verhältnis zu ihrem Herrn Jesus, das einst in einer klaren Bekehrung anfang und in einem langen Leben mit der Bibel und im Gebet sich ständig vertiefte. Die können urteilsfähig mitreden in geistlichen Fragen. Noch heute erlebt man bei den Bibelstunden während einer Evangelisationswoche, daß anschließend eine Reihe von Männern erscheinen, die sich über den behandelten Text und überhaupt über die Wahrheiten des Wortes Gottes weiter austauschen wollen. Da tritt dann klare Erkenntnis der Schrift und reiche Erfahrung mit dem Herrn zu Tage.

Etliche von diesen wackeren Vätern in Christo, die es im Siegerlande reichlich gegeben hat — und bis in unsere Tage gibt —, sind besondere Originale gewesen, die Gott wundervoll geprägt und geführt hat. Sie waren „Laien“, haben nie auf einer Hochschule Theologie studiert; aber von ihnen haben Pastoren dankbar bezeugt, daß sie solche „Professoren“ auf der Hochschule nie gehabt hätten. Das Beste für ihren Glauben und ihr Amt verdankten sie ihnen.

Ein Ehrenplatz in der Reihe der Siegerländer Väter gebührt August Michel, im Volksmund „Ohm Michel“ genannt. Er war ein besonders kraftvolles Original. An ihm wird deutlich, welche Macht die Gnade Jesu ist, von welchen Irrwegen sie heimholen, aus welchen Ketten sie lösen kann. Er beweist mit seiner gesegneten Seelsorge, mit seinem fruchtbaren Dienst an allerlei Leuten, besonders an den Kranken und am jungen Volk, daß ein schlichter Mann mit Christus eine große Vollmacht gewinnen kann.

August Philipp Michel wurde am 20. März 1820 in Siegen in Westfalen geboren. Sein Vater wirkte dort als Arzt. Die Familie Michel ist schweizerischer Herkunft; in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wanderte der Ahn Hans Jakob Michel aus und wurde reformierter Pfarrer im Nassauer Land. Ernst Martin Michel, Augusts Vater, starb schon 1823. Die Mutter, Anna Christine, geb. Bruch, überlebte ihn um 24 Jahre. August war das siebente Kind. Die Mutter war herzengut, eine Freundin der Armen und Kranken. Auf manchen Gängen der Liebe tat sie Gutes an den Bedürftigen.

Das Büblein August lernte früh beten und begleitete die Mutter auch manchmal. Er hatte viel Gutartiges in seinem Wesen, man spürte auch einen gewissen Einfluß der Mutter; aber es fehlte doch sehr die straffe Hand des Vaters, die den großen Freiheitsdrang des Jungen in die rechten Bahnen hätte lenken können. Mit nicht allzuviel Lust und Erfolg besuchte August einige Zeit die „lateinische Schule“ in Siegen. Sein Lieblingsfach war Zeichnen; für diese Kunst hatte er eine wirkliche Begabung. Er erwählte darum den Beruf eines Lithographen (Steinzeichner). Leider gebrauchte er bald sein Geschick nicht nur für ehrliche Arbeit, sondern er wurde ein Betrüger. Er fing an, falsche Banknoten zu entwerfen und zu drucken. An üblen Helfern fehlte es nicht. Die Scheine waren den richtigen so täuschend ähnlich, daß selbst Kenner auf sie hereinfließen. Einer Behörde wurde ein Bündel von Michels Banknoten zur Prüfung zugesandt; ihre Sachverständigen standen nicht an, sie als echt zu erklären.

Auch Hartgeld verstand der geschickte Betrüger zu prägen. Dem später in seinem elterlichen Haus wohnenden gläubigen Schuhmachermeister Rathmann hat Michel, als er längst ein neuer Mensch in

Christus geworden war, das Türschloß gezeigt, in dem sein Prägstock gesteckt hatte. Ein Druck, und eine blanke Münze war fertig!

Der Falschmünzer schwamm in Geld. Ein lustiges Abenteuerleben wollte er führen. Bald kam man ihm aber auf die Schliche, und im „Siegener Intelligenzblatt“ war zu lesen: „Der lange gesuchte Falschmünzer ist nun endlich in der Person des Steindruckers August Michel entdeckt worden.“ Doch den Michel festzunehmen und vor allen Dingen festzuhalten, war keine Kleinigkeit. Die Gerichtsverhandlungen gegen ihn, seine tollen Fluchtversuche, sein Wiedereingefangenwerden — das war längere Zeit hindurch ein aufregender Gesprächsstoff im Siegerland. Michels Name war in aller Munde.

Kein Tor war so fest, kein Schloß so sicher — der August entschlüpfte aus jedem „Loch“, in das man ihn steckte. Der „Ohm“ hat in seinen späteren Jahren von seinen tollen Streichen selber nicht gern gesprochen, und sicherlich hat die ausschmückende Phantasie die Abenteuer des wilden Michel noch aufgebauscht. Aber immerhin sind aufregende Sachen wie die folgenden vorgekommen:

Als man den berüchtigten Falschmünzer wieder einmal aus seiner verwegenen Freiheit, in der er unstet und flüchtig durch das Siegerland streifte, aufgestöbert und dingfest gemacht hatte — es war in einem Ort des Freien Grundes — und der Bürgermeister und der Landjäger ihn zum Gefängnis abtransportieren wollten, da führte der Weg an einem Gasthaus vorbei. Ganz treuherzig und völlig vertrauenerweckend bat August die Männer, sie möchten ihm doch erlauben, in der Wirtschaft schnell seinen großen Hunger zu stillen. Die beiden meinten, ihm das nicht abschlagen zu sollen. Sie wollten mit ihm in die Gaststube gehen, haben aber hinterher ihre Gutmütigkeit bitter bereut: vor dem Hause

nimmt nämlich der bärenstarke Michel den alten Bürgermeister, knallt ihn mit Wucht gegen den Landjäger und ist in der entstehenden Verwirrung im Nu verschwunden.

Aehnlich frech benimmt er sich, als er einmal in der Dämmerung die goldene Helmspitze eines Gendarmen — so hießen die ländlichen Gesetzeshüter damals noch — auftauchen sieht. Ob der Mann es auf ihn abgesehen hat? Michel stimmt frisch-fröhlich ein vaterländisches Lied an: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ Dem Gendarm kommt nicht von fern in den Sinn, daß der an ihm vorbeistolzierende Mann, der sich so edel patriotisch gibt, der überall steckbrieflich gesuchte Falschmünzer Michel sein könnte.

Ein Kinderschreck war August Michel eigentlich gar nicht, wenn auch die Mütter ihren Kindern gelegentlich drohten: „Der Michel holt dich!“ Seine Abenteuerlust und sein eigensinniger Freiheitsdrang führten ihn auf diese gefährlichen Abwege. Doch blieb in seinem Wesen manches Gutmütige, und das half mit, ihn vor schlimmerer Untat zu bewahren. Einmal ist es Winter, als der gerade wieder eingefangene Michel von dem mit seinem Transport beauftragten Gendarm in einen Wartesaal geführt wird. Dort wollen sie warten, bis der Zug abfährt. Der Beamte läßt sein Gewehr in einem Vorraum stehen, damit es durch die Hitze und den Rauch im Saal nicht beschlägt. Den gut gefesselten Michel behält der Gendarm fest im Auge. Da geht die Tür auf, und ein Fuhrmann tritt ein. Im Nu hat August seine geschmeidigen Hände — er hatte eine ungewöhnlich schmale Hand und ein sehr biegsames Handgelenk — aus den Fesseln herausgelöst, ist aufgesprungen, packt den Fuhrmann und wirft ihn nach seiner beliebten Manier auf den Gendarmen. Dann ergreift er

das Gewehr und rennt der goldenen Freiheit entgegen.

In der tollen Verwirrung gewinnt er einigen Vorsprung; aber da sind die Verfolger auch schon hinter ihm her. Gegen einen von ihnen erhebt Michel das Gewehr. Er hätte ihn sicher niedergeknallt, aber der Bedrohte flüchtet sich hinter eine Frau. Da läßt August den Arm sinken; einer Frau kann er nichts tun. Er läßt sich wieder einfangen. So ist der August Michel vor einem Mord bewahrt geblieben. Er hat seinem Gott später dafür immer wieder gedankt.

In all diesem wilden, abenteuerlichen Treiben hat sich gelegentlich in Augusts Gewissen eine leise Stimme erhoben und gesagt: „Du, es muß anders mit dir werden!“ Einmal hat er solch lästige Mahnung mit einer in mehreren Schlücken hastig ausgetrunkenen Flasche Wein ersäufen wollen. Schließlich hat ihn Gott an einen Ort gebracht, wo er sein mahnendes Gewissen nicht mehr mit Alkohol totschiagen konnte, wo er das laute Wesen mit der Stille, die von ihm so geliebte, aber mißverständene Freiheit mit den Ketten vertauschen mußte, und wo ihm gerade dadurch ein neues Licht gnadenvoll aufging.

Aus einer Gefängnishaft in Arnsberg konnte Michel noch einmal entfliehen. Wieder auf eine ganz verwegene Weise. Irgendwie hat er in seine Zelle eine kleine, scharfe Feile hineinschuggeln können, mit der er in nächtelanger Arbeit einen dicken Stab am Fenster des Kerkers durchfeilte. Dem Wärter blieb das verborgen. Endlich kam die Fluchtnacht. Das Bettuch wurde in Streifen auseinandergerissen. Diese wurden zusammengeknotet, schon baumelte das am Fenster festgemachte seltsame Seil in die Tiefe hinunter, und der Gefangene ließ sich daran herab. Als er erschrocken entdeckte, daß es doch zu kurz war und er noch ein beträchtliches Stück über dem Erdboden schwebte, ließ er sich auf gut Glück

fallen. Er kam auch wohlbehalten auf dem Rasen unten an.

Den Gefängnishof umgab eine 15 Fuß hohe Mauer. Wie sollte dieses Hindernis genommen werden? Die in den Hof hinabgeworfene Feile, mit der er ein Loch in die Mauer brechen wollte, konnte der Flüchtige im Dunkeln nicht auffinden. Da half er sich mit Holzstücken, die auf einem Haufen lagen, klemmte sie in die Fugen der Mauer und klomm darauf in die Höhe. Als er fast oben ist, bricht ein Scheit, und er stürzt wieder in den Hof hinunter. Das Experiment wird waghalsig wiederholt, und diesmal bleibt der Erfolg nicht aus. Vor dem Sprung in die Freiheit sind aber noch einmal bange Sekunden zu bestehen; es ertönen nämlich die Schritte der Gefängniswache, die auf ihrer nächtlichen Runde begriffen ist. August streckt sich der Länge nach oben auf der Mauer hin und lauscht mit dem Glücksgefühl einer gebannten Gefahr den verhallenden Tritten des ahnungslosen Wachtpostens. Nun ist der Weg frei.

Der Ausreißer springt auf der anderen Seite der Mauer herunter und rennt der Ruhr zu, jenseits derer endgültig die Freiheit lockt. Ein großer Wachhund, der am Wasser gelegene Bleichen zu beschützen hat, bellt den Fliehenden an, wird aber mit den Brotresten, die ihm hingeworfen werden, besänftigt. Es ist schon Oktober und das Wasser des Flusses empfindlich kühl. August Michel mit seiner eisernen Gesundheit aber kann den Fluß durchschwimmen, ohne Schaden zu nehmen. Zum Siegerland richtet er den flüchtigen Fuß. Dort werden einige Nächte hindurch die Männer aus den Dörfern polizeilich aufgeboten, um nach ihm zu fahnden. Er windet sich jedoch durch alle Gefahren hindurch und entkommt nach Frankreich. Dort lebt er eine Zeitlang unter fremdem Namen, gerät eines Tages in einem Wirtshaus in einen Streit, wird festgenom-

men und von der französischen Polizei an die deutsche ausgeliefert, die bald heraus hat, welch guten Fang sie gemacht hat.

Dieses Mal konnte sich August Michel dem Arm der Gerechtigkeit nicht mehr entziehen. Am 17. Dezember 1853 wurde er zu 20 Jahren **Zuchthaus** wegen Falschmünzerei verurteilt, und es schlossen sich hinter ihm die Tore der Strafanstalt zu **Münster** in Westfalen.

Ein Zuchthäusler gewinnt zwiefache Freiheit

Welch jämmerlicher Einzug in die enge Zelle! Ganz kläglich ist es dem Gefangenen zumute. Nun ist er ausgeträumt, der verwegene Traum der Freiheit, der den August Michel zu so verhängnisvollen Irrwegen verführt hat. Wenn sich nach 20 Jahren das Gefängnistor für ihn öffnen wird, dann ist er ein alter und gebrochener Mann. Es ist ein erster Lichtblick in der verzweiflungsvollen Lage, als der Aufseher dem Gefangenen eine Bibel bringt und dieser beim wahllosen Durchblättern ausgerechnet die Stelle aufschlägt: „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“ (Jesaja 43, 1.) Da ist es ihm, als ob jemand mit ihm rede, der es sehr gut mit ihm meint. So hat keiner mehr zu ihm gesprochen, seitdem der Mund der Mutter im Tode verstummt ist.

Ehe aber die gute Stimme des Heilandes mit dem Wort von der Vergebung und dem Trost der Gnade über August Macht gewinnt und ihn zu einem ganz neuen Lebensanfang ruft, hat der Mann im Zuchthaus die dumpfe und drohende Stimme der Anklage und Qual im Gewissen auszuhalten: Das ist nun das Ende vom Lied! Hierher hat dich deine Schuld gebracht! — Drückend ist die Einsamkeit der Zelle. Zu

der inneren Pein kommt auch körperliche Not. Das unregelte Leben der letzten Jahre, das ständige Umherirren hat Michels sonst so bärenstarkem Körper doch hart zugesetzt. Ein böses Geschwür am Arm bereitet viel Schmerzen. Ein Glück, daß der behandelnde Arzt, nachdem er sich das erstemal dem Gefangenen gegenüber sehr wenig liebenswürdig gezeigt hat, später sehr freundlich wird und sein Bestes für den Patienten tut.

Nun hat August also Stille — Stille im Uebermaß. Was fängt er damit an? Nutzt er sie, um in sich zu gehen, um zu sich selber zu kommen, um den Heiland zu sich reden zu lassen? Ja, sein Herz tat sich auf für den Ruf des Heilandes. Wenn er es jetzt recht bedachte, so war sein bisheriges Leben nicht ohne Mahnen und Anklopfen Jesu gewesen. Er hatte auch in seinen wüsten Jahren immer wieder an seine Jugendzeit denken müssen, und aus solchen Erinnerungen war leise der Ruf heraufgeklungen: „August, so geht es nicht weiter!“ Aber es war immer wieder alles untergegangen und verstummt. Der plötzliche Tod der Mutter hatte ihm gepredigt: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Rückschauend mußte Michel sich sagen: „Es hätte noch schlimmer mit dir kommen können. Eine gute Hand hat mitten in deinen Untaten über dir gewaltet und dich vor noch tieferem Fall bewahrt.“

Ja, es war oft eine heilsame Stille, die den Zuchthäusler August Michel in seiner Zelle umfing. Manchmal aber wurde es auch eine gefährliche, versuchliche, schaurige Stille, in der eine böse Stimme flüsterte: „Dein Leben ist ja doch verpfuscht! Am besten, du machst damit Schluß!“ Es hob ein Kampf an in seiner Seele. Licht und Finsternis rangen um den Michel. Gottes Wort, wie es den Gefangenen in jenen Tagen im Zuchthaus zu Münster durch den treuen Knecht Gottes und Freund der Gefangenen, den

Gefängnisprediger Pastor Krüger, ausgerichtet wurde, traf oft Michels Herz. Dann war es voll Erkenntnis der Sünde und Sehnsucht nach der Gnade. Doch griff auch der Satan wieder nach ihm. Michel soll uns selbst erzählen, wie es in ihm auf und ab wogte:

„Es ging mir, wie es allen denen im Unglück ergehen wird, welche keinen Heiland haben. Ich geriet in die schrecklichste Verzweiflung. Was soll aber der Mensch dann machen, wenn er keinen Heiland hat? Ich dachte daran, mir das Leben zu nehmen, und als ich eines Sonntagmorgens zur Kirche geführt wurde, gelang es mir, auf dem Gefängnishof ein Glasscherbchen zu erwischen. Mit diesem wollte ich mir hernach die Pulsader öffnen. So dachte ich armer Mensch, aber, o der gnädige, barmherzige Herr droben, er dachte ganz anders. In der Gefängniskapelle traf mich das Wort Gottes, das Glasscherbchen verschwand, und in meine Zelle zurückgekommen, knickte ich zusammen als einer, dem der Schrecken der Ewigkeit sich auftut, und der nur eins verlangt: Gnade, nichts als Gnade!“

Es kam in Michels Leben zu einer tiefgehenden Buße und Reue. Es drangen in der engen Zelle beständig und ernstlich die Seufzer eines nach wahrer Freiheit verlangenden Mannes zu Gott empor. Jetzt brachte ein Zuchthäusler sein vertanes Leben unter das Kreuz Christi und griff nach der Gnade und ihrer vergebenden Macht. Jetzt schlug der August Michel verlangend die Bibel auf und vernahm in ihr die Stimme des Guten Hirten.

In viel inneren Kämpfen erhielt er immer mehr Licht und Gewißheit. Der Vers Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“ sprach, wie schon zu so vielen Menschen, tröstlich

auch zu unserem Gefangenen. An das „alle“ hing er sich kühnlich. Die ganze Freude am sündenvergebenden Gott brachte ihm das köstliche Wort aus Epheser 2, 8: „Aus Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben, und das nicht durch euch, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.“

Als August Michel dies Wort fassen konnte, da nahm ein neues Leben für ihn seinen Anfang. Da wurde in seinem Herzen und auf seinen Lippen das Loblied auf die Gnade Gottes in Jesus Christus geboren, das bis in seine Sterbestunde hinein nicht mehr verstummt ist, und das viele tief beeindruckt hat.

Daß es mit August Michel diese selige Wendung nahm, das war nicht zuletzt Frucht der treuen Verkündigung und Seelsorge des Gefängnisgeistlichen Krüger. Wie freute sich dieser liebe Mann stauend, als er die Umwandlung bei seinem Gefangenen merkte und wieder einmal in seinem an Enttäuschungen wahrlich nicht armen Amt erlebte, daß die Gnade Gottes doch die herrliche Macht ist, die eine verlorene Vergangenheit durchstreicht und um Jesu willen einen ganz neuen Anfang schenkt! Michel hat seinen Seelsorger immer in dankbarer Erinnerung behalten und vor allem das an ihm so fein gefunden, daß er niemals sich über jemanden erhob, sondern sich demütig mit dem geringsten Gefangenen auf eine Stufe stellte. In die stete Versuchung, zu fallen und zu sündigen, schloß er auch sich ein; aber dann pries er um so mehr die rettende und bewahrende Macht der Gnade, der er sich und alle seine gefangenen Brüder anvertraute.

Pastor Krüger hatte die rechte Frau an seiner Seite, eine gute Gehilfin in seinem schweren Dienst. Wie trug sie an seinen Lasten mit, wie stimmte sie aber auch in seine Freude ein, wenn die Gnade Got-

tes einem Gefangenen zur wahren Freiheit half! In einem Gesangbuch, das Pastor Krüger seinem Schützling und Bruder in Christus August Michel als Andenken verehrte, stand von der Hand der Frau Pastor geschrieben: „Gott zu loben, bleibe meines Herzens Freud'!“

August Michel war im Gefängnis ein Freier geworden. Die Freiheit der Vergebung aller Schuld, die Freiheit der königlichen Kinder Gottes war sein geworden. Es war ihm widerfahren, was der Herr Jesus von sich bezeugt: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!“ Zusätzlich zu solch innerer, wesenhafter Befreiung geschah auch eine äußere Begnadigung, die Michel vorzeitig nach zehn Jahren aus dem Gefängnis führte und dem bürgerlichen Leben wiedergab.

Das kam so: In Coesfeld im Münsterland lebte ein edler Mann, der Prinz Karl von Salm-Horstmar, der sich sehr um das Zuchthaus in Münster kümmerte und mit Freuden von Pastor Krüger vernahm, welch wunderbare Wendung das Leben des Häftlings August Michel genommen hatte. Er besuchte den Sträfling und gewann aus der Unterredung den Eindruck: Hier ist wirklich ein Mann in Ketten zur wahren Freiheit durchgebrochen. Man sollte ihm auch zur äußeren Befreiung zu helfen suchen. Der Prinz wagte sich mit der Bitte um Begnadigung an die höchste Stelle, an den König Wilhelm I. von Preußen. Natürlich bestanden bei einem notorischen Falschmünzer, der so lange sein schandbares Handwerk getrieben und die Polizei und die Gerichte so lange in Aufregung gehalten hatte, zunächst Bedenken gegen eine vorzeitige Entlassung.

Der Prinz setzte sich aber mit seinem Ehrenwort für Michel ein und bat, daß man den Freigelassenen seiner persönlichen Betreuung überweisen möchte. Daraufhin wurde tatsächlich die volle, unbedingte

und sofortige Begnadigung ausgesprochen. Nicht immer laufen die Führungen Gottes so, daß ein von ihm begnadigter Sünder auch gleich hinterher die Freilassung durch die Menschen erfährt. Aber hier hat Gott das so geordnet und den begnadigten August Michel als einen fröhlichen und wirksamen Zeugen von der freien Gnade unter die Leute gesandt.

Am 4. Februar 1864 öffnete sich die Tür des Zuchthauses und gab unseren Gefangenen dem Leben draußen in der Welt zurück. Das war ein denkwürdiges Kaffeestündchen in der Wohnung des Gefängnispfarrers, als der edle Prinz selber seinem neugewonnenen Freund und Bruder die Begnadigung durch den König mitteilte. Was August Michel die Freiheit dankbar annehmen ließ, war nicht nur die Freude an der ihm damit gewährten Erleichterung, sondern vor allem auch der Gedanke an die Möglichkeit, daß er nun dort, wo man bisher sein Sündenleben gekannt hatte, als Zeuge für die Macht der Gnade Jesu auftreten durfte.

Den Herrn Jesus hat es einmal sehr betrübt, daß von 10 Aussätzigen, die er geheilt hatte, nur einer zu ihm zurückkehrte, um ihm zu danken. Wehmutsvoll mußte er fragen: „Wo sind aber die neun?“ Nun, der August Michel machte sich keiner ähnlich schnöden Undankbarkeit schuldig, als ihm so überraschend die Stunde der Befreiung geschlagen hatte. Sowohl dem göttlichen Befreier wie seinem menschlichen Werkzeug stand er in staunender, dankbarer Freude gegenüber. Davon zeugt ein Brief, den aus der Heimatstadt Siegen der Prinz von Salm-Horstmar erhielt:

„Eine Ahnung von dem, was am großen Tage, wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöst, geschehen wird, habe ich bereits am 4. dieses Monats geschmeckt: Ich stand da wie ein Träumender, ob-

gleich ich hell wach war, nicht aber ich allein, sondern mein herzlich geliebter Herr Pastor auch. Das Wort: ‚Sie gehen noch heute nach Haus‘ ist mir durch die Seele gegangen und tönt noch immer nach. Lobe den Herrn, meine Seele, Hallelujah! Meine Gefühle anders in Worten auszudrücken, ist unmöglich, es muß selbst erlebt sein. — Nächst dem lieben barmherzigen Gott habe ich Eurer Durchlaucht meine Erlösung aus der Gefangenschaft zu verdanken. Wie ich zu danken wünsche, kann ich nicht schriftlich mitteilen, da dazu meine Worte nicht hinreichen. Der Herr Jesus, der die Gebete durch seinen Heiligen Geist in die Herzen der Gläubigen ausgießt und sie wieder empfängt und erhört, weiß es allein, welche Wünsche und Bitten ich für Eure Durchlaucht fühle und zum Throne Gottes emporsende.

In Christo Jesu, unserem hochgelobten Herrn und Heilande,

Eurer Durchlaucht
untertänigster und herzlich dankbarer
August Michel.“

Michel auf dem neuen Wege

Wie wird aber nun der begnadigte Sträfling sich im bürgerlichen Leben zurechtfinden? Wo wird sich für ihn ein Plätzchen zum Leben und Unterkommen, eine bescheidene Verdienstmöglichkeit finden? Wird er auf dem Wege bleiben und vorwärtsschreiten, den er im Gefängnis betreten hat? Das sind Fragen, die uns unwillkürlich kommen. Wie mancher, der im Gefängnis und Zuchthaus eine Begegnung mit dem Herrn Jesus Christus hatte, hat in der Freiheit das Heil wieder verloren! Der Gefängnispastor von Münster hatte viele derartige Enttäuschungen erlebt; darum bangten und beteten er und seine Frau sehr für den entlassenen Michel und betreuten ihn in liebevoll mahnenden Briefen.

Auch der Prinz ließ seinen Schützling nicht aus den Augen und aus dem Herzen. Zunächst einmal kehrte Michel in seine Siegerländer Heimat zurück und erzählte unter seinen Angehörigen, was die Gnade des Herrn Großes an ihm getan hatte. Doch beachtete er bei seinen Zeugnissen, was ihm Pastor Krüger angeraten hatte, „nicht viel zu reden und ganz besonders sich in allem recht demütig zu zeigen“. Nachdem August Michel eine kurze Zeit in den Diensten des Prinzen von Salm-Horstmar gestanden hatte, empfahl ihn dieser als Diener und Hausgenossen seinem Freunde, dem Freiherrn Julius von Gemmingen in Baden. Doch auf die Dauer war der Michel nicht für den Aufenthalt in den herrschaftlichen Häusern geschaffen. Wo mochte bloß eine Lebensaufgabe für ihn liegen?

Diese wichtige Frage hatte besonders auch die liebe Frau Pastor Krüger aufs Herz genommen. Sie nahm an Michels Wegen den herzlichsten Anteil. Eine Vertrauensstellung in einer Fabrik in Hagen war auch nur ein Uebergang. Schließlich machte Michel in Siegen ein photographisches Atelier auf. Frau Pastor Krüger ermunterte und ermahnte ihn: „Gott gebe seinen Segen zu Ihrem Vorhaben! Mögen Sie ein bescheidenes Fortkommen dabei finden, Ihr täglich Brot, mehr wünsche ich Ihnen nicht; denn die da wollen reich werden, fallen in Versuchung und Stricke.“ Michel ist in diesem Handwerk nicht ungeschickt gewesen; jedenfalls war seine Gönnerin in Münster sehr zufrieden mit den Bildern, die er ihr zuschickte. Sie machte auch selber eine Bestellung bei ihm.

Was dem Photographen Michel seine schöne Kunst aber schnell verleidete, war die scheußliche Angewohnheit mancher Kunden, gerade am Sonntag mit ihren Wünschen anzurücken. Er nahm darum die ihm angebotene Stelle eines Wiegemeisters

auf der Rolandshütte in Weidenau bei Siegen dankbar an.

August Michel hatte es sich beim Eintritt in die Freiheit fest vorgenommen: Dein Platz ist fortan bei den Kindern Gottes. So erschien er denn gleich nach seinem Dienstantritt in Weidenau in der Gebetsstunde des dortigen Gemeinschaftskreises. Damals waren die Versammlungsleute, die später weithin dem Siegerländer geistlichen Leben das Gepräge gaben, noch spärlich zu finden, und wer sich zu ihnen hielt, mußte sich auf Spott und Verachtung gefaßt machen. Den Michel focht das nicht an; er suchte und fand seine Brüder. Als er zum erstenmal in der Stunde auftauchte, gab es natürlich einiges Aufsehen, und mancher stieß seinen Nachbarn heimlich an: „Der August Michel ist gekommen!“ Und der August Michel kam wieder! Er wurde von den Gläubigen so vertrauensvoll und in liebevoller Selbstverständlichkeit in ihrer Mitte aufgenommen, daß ihm diese Bruderliebe unendlich wohlthat und er sich je länger je mehr keine Umgebung und keine Luft vorstellen konnte, wo er so zu Hause war wie unter schlichten Leuten Jesu, die es mit ihrer Nachfolge ernst nehmen.

Bald hörte man eine neue Stimme sich in den Kreis der Betenden mischen: August Michels Mund tat sich auf zum Lobe Gottes und zu kraftvoller Fürbitte. Unter seinen Bitten hatte einen Hauptplatz das Gedenken an die armen Menschen hinter Schloß und Riegel. Wenn er für seine gefangenen Brüder betete, dann erstickten manchmal Tränen seine Stimme. Er konnte ja nie seinen eigenen schweren Weg vergessen und nie genug des Heils Gottes sich freuen, das ihn hinter Kerkerwänden gefunden und erneuert hatte. Wie sollte er nicht vielen dasselbe Glück wünschen, das nun in seinem Herzen lebt!

Michel wurde ein fröhlicher Zeuge erfahrener Gnade und ein herzlicher und dringlicher Werber für den Heiland. In seinem Wiegehäuschen hörte mancher ein gutes Wort vom Herrn Jesus. Ein Siegerländer Christ, der jetzt alt und ergraut ist und es dem Verfasser dieses Büchleins selber erzählt hat, hat einmal im Wittgensteiner Land einen armen Trinker gebeten: „Laß dich versöhnen mit Gott!“, worauf der zur Antwort gab: „Ja, das hat mir im Wiegehäuschen in Weidenau der Ohm Michel schon vor 30 Jahren gesagt.“

Aus einem Zeugen Jesu im Wiegehäuschen wurde der August Michel bald einer im Buchladen. Die Siegerländer Gemeinschaften, die immer mehr aufblühten, gaben sich im Verein für Reisedigt eine Organisation. Es wurde ein Geschäftsführer gesucht, der zugleich die neugegründete Buchhandlung betreuen sollte. Für diesen verantwortungsvollen Posten, den nur ein durch und durch ehrlicher Mann ausfüllen konnte, wußten die Siegerländer Gemeinschaftsleute keinen Besseren und Vertrauenswürdigeren als den ehemaligen Zuchthäusler August Michel. In dieser Stellung ist er bis an sein Lebensende geblieben.

Im Büro- und Geschäftsbetrieb konnte ein Mann wie August Michel allerdings nicht aufgehen. Seine Kassenführung und seine Geschäftsbücher waren schon in Ordnung, aber ein Verwaltungsgenie war er gerade nicht. In späteren Jahren ließ der „Ohm“ — wie er immer mehr von alt und jung genannt wurde — in der Buchhandlung vor allem seine langjährige getreue Haushälterin Theodore Reeh wirken. Die hatte sich schon in der Pflege seiner kranken Frau bewährt. August Michel hatte im Jahre 1866 geheiratet, war mit seiner Frau auch sehr glücklich, mußte aber nach nur 13 Ehejahren seine Gefährtin wieder hergeben, nachdem sie eine lange Krank-

heitsschule durchgemacht hatte, in der auch er seine nicht leichten Lektionen zu lernen hatte.

Was wurde denn nach Michels Bekehrung aus seiner besonderen Gabe des Steinzeichnens? Die übte er nicht mehr aus. Aber statt dessen malte er schöne Bilder mit symbolischen Figuren, schrieb kunstvolle Bibelsprüche und Liederverse. Nicht gerade zart ging der Ohm mit solchen Leuten um, die ihn verführen wollten, seine Begabung wieder zu dunklen Geschäften zu mißbrauchen. Hinter solchen mit freundlichster Miene vorgetragenen Angeboten witterte er klar den Versucher und wies ihn schroff von sich.

Da bringt ihm einer ein Telegramm und fragt ihn, ob er es so auf- und zumachen könne, daß man es nicht merke. „Ja, das kann ich allerdings“, gibt der Michel zu, „ich tu's aber nicht.“ Der Besucher bittet: „Dann bring es mir doch wenigstens bei; ich tue es dann schon selber! Ich will es dir gut bezahlen; es handelt sich hier um ein Geschäft.“ Des Ohms Antwort ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: „Da ist die Tür! Wenn du durch die nicht auf der Stelle verschwindest, dann fliegst du nicht gerade sanft an die frische Luft!“

Es stellten sich auch einige Male Leute ein, die den früheren Falschmünzer aufs neue zum Geldmachen verleiten wollten. Der Ohm war sich nicht immer im klaren: Handelt es sich um wirkliche Falschmünzer oder wollen mich polizeiliche Lockspitzel auf die Probe stellen? Auch die Behandlung dieser Leute war eindeutig. Der erste Besucher dieser Art bekam eindringlich das Evangelium zu hören, mit dem der Ohm ja vor niemandem zurückhielt. Der zweite Verführer wurde der „Fürsorge“ des vierfüßigen Freundes Pluto übergeben, und als noch einmal solch ein schäbiger Bursche dem schon siebzigjährigen Hauden sich zu nähern wagte — und dabei noch erst heuchlerisch so tat, als ob er einen seelsorgerlichen

Rat suchte —, da flog er Hals über Kopf die Treppe hinunter.

So ging der Ohm mit Versuchern und Verführern um. Doch war so etwas nur selten nötig. Das andere Geschäft war viel häufiger und wurde immer mehr sein Element: Menschen, die das Heil in Jesus brauchten oder auch schon suchten, mochten sie nun alt oder jung, krank oder gesund sein, einen seelsorgerlichen Dienst zu tun, ihnen ein Helfer und Wegweiser zum Heiland zu werden. Auf solchen Gängen und bei solchen Aufgaben wollen wir ihn jetzt ein wenig begleiten.

Der Ohm wird ein Mann des Segens

Lange genug war August Michel auf den Wegen der Sünde ein heillosen Geselle, ein Mann des Fluches gewesen. Jetzt aber wurde er immer mehr ein Mann des Segens, dem viele die entscheidende Lebenshilfe verdankten. Diese Hilfe konnte gelegentlich auch einmal dem Leib gelten. Der Ohm entwickelte sich nämlich zu einem ganz tüchtigen Homöopathen. Er bereitete ein gutes Augewasser und stellte einen vielgebrauchten Blutreinigungstee her, der als „Michels-Tee“ nicht schlecht im Kurs stand. In viele Häuser rief man den Michel in Krankheitsfällen. Er nutzte natürlich die Gelegenheiten und sagte den Leuten von der viel wichtigeren Hilfe und Heilung, die für die schlimmste Krankheit, die Sünde, beim Seelenarzt Jesus zu finden ist.

Er zog im Lande umher und brachte den Leuten sein kräftiges, originelles, seelsorgerliches Zeugnis vom Heiland. Er hielt auch **B i b e l s t u n d e n**, und in den Bibelbesprechungen des Weidenauer Gemeinschaftskreises war sein Beitrag geschätzt. Aber des Ohms Stärke war nicht ruhige und belehrende, den

Text ausschöpfende Schriftdeutung, er geriet immer schnell ins Evangelisieren und ging auf die Herzen mit dem erwecklichen Wort los.

Er hatte eben im eigenen Leben die Macht der Gnade erfahren, darum konnte er gar nicht anders, als allen diese Gnade anzupreisen. Was der Mensch von Hause aus ist, welche Verderbnis in ihm steckt, zu welcher groben oder feinen Schändlichkeiten er fähig ist, das hatte der Ohm in seiner Jesuslosen Zeit zur Genüge an sich selber kennengelernt. Darum redete er von der Sünde derb und ungeschminkt, darum stellte er die Notwendigkeit und Dringlichkeit der **B e k e h r u n g** klar heraus und wurde nie müde, die Gnade zu rühmen, zu der jeder seine Zuflucht nehmen darf. Weil er von dem allen so praktisch und lebensnah sprach, und weil sein eigenes so sichtbar umgekrempeltes Leben ein kräftiges Zeugnis von dem Wunderwerk der Gnade war — darum hörten ihn die Leute gern und nahmen ihm sein Wort ab.

Hier ein paar Beispiele, wie der Ohm in seinen Ansprachen vom Leder zog: „Glaubt ihr denn, die vornehmen Leute, die in einem zweispännigen Wagen fahren können, die wären deshalb glücklich? Da ist ein ganz geringer Mann, wenn er auch eben nur dicke Milch und gequallte Duffeln (Pellkartoffeln) auf dem Tisch hat, aber den Heiland im Herzen, viel glücklicher dran.“ — „Ach, du lieber Gott, was bist du denn, du armer Mensch? Man kann dem Herrn Jesus nichts vormachen. Die Bibel sagt's: Wir sind durch und durch verdorben, vom Kopf bis zu den Füßen. Es ist gar nichts Gutes an uns. Ja, ihr lieben Leute, so stehen unsere Sachen!“ —

„Wenn ein schweres Gewitter am Himmel aufzieht, dann meinen manche Leute, sie müßten hübsch fromm tun, nehmen ein Gesangbuch zur Hand und wollen ein Lied lesen. Und dann kommt der Blitz und schlägt sie samt ihrem Gesangbuch tot. **F r o m m**

tun hilft nichts, man muß bekehrt werden!" — „Ihr lieben Leute, wir müssen alle bekehrt werden, sonst gehen wir verloren. Der Amtmann, das ist schon ein angesehenener Mann in der Stadt; aber wenn er sich nicht bekehrt und hat den Herrn Jesus nicht lieb, dann kommt er in die Hölle. Und der Nachwächter, das ist ja ein geringer Mann in der Stadt; wenn er sich aber bekehrt und hat den Herrn Jesus lieb, dann kommt er in den Himmel. Natürlich, wenn sie sich alle beide bekehren, dann kommen sie alle beide in den Himmel.“

In der Versammlung, in der Ohm Michel so höchst anschaulich vom Amtmann und vom Nachwächter sprach, war gerade der Amtmann des betreffenden Ortes anwesend. Das war ein Katholik, der sich einmal vergewissern wollte, wie es in den Versammlungen der Frommen zuging. Er schien aber recht befriedigt zu sein und ermunterte den Ohm, nur so fortzufahren. Der meinte hinterher lächelnd: „Do han ech awer ömoo heiß usgeschäbt, ohne dat ech et wosste.“ (Da habe ich aber mal heiß ausgeschöpft, ohne daß ich es wußte.)

So einfach und so herzandringend war also die Verkündigung des Ohms in den Versammlungen. Vielleicht noch wichtiger und weitreichender aber war sein Einfluß in der persönlichen Seelsorge, die er unermüdlich an vielen Menschen und an mancherlei Orten übte. Dabei verfuhr er durchaus nicht zimperlich, sondern packte gelegentlich die Leute derb und kräftig an. Das nahm ihm aber so leicht keiner übel, weil immer zu spüren war, welch eine herzliche Liebe hinter allem steckte. „Der Mann meint es gut mit uns“, das konnte keinem verborgen bleiben, zu dem der Ohm kam und mit dem er redete.

Wenn er bei einem Kranken den Eindruck hatte, daß es nicht gut mit ihm stehe, dann machte er keinen Brei um die Wahrheit herum, dann verharm-

loste er nicht mit billigen Hoffnungssprüchlein den Ernst der Lage, dann sprach er von der Ewigkeit, und daß man sich für sie bereiten müsse: „Du mußt sterben. Aber nicht wahr, du weißt, was ich für ein Mensch gewesen bin? Wenn aber der Michel im Zuchthaus Gnade gefunden hat, sollte da nicht auch für dich Gnade vorhanden sein?“ Gelegentlich gab es Kranke, zu denen eigentlich kein Besucher kommen sollte. Der Ohm aber war so besorgt um ihr Seelenheil, daß er sich um diese Absperrungsanordnungen nicht immer kümmerte. Der Sohn des Amtmanns Bülowius in Weidenau liegt schwer krank darnieder. Besuch ist streng untersagt. Nun kommt der Ohm still daher. Es ist das Haus seines Nachbarn. Er steigt die Treppe hinauf, tritt leise und rücksichtsvoll in das Zimmer des Kranken und bezeugt ihm das Heil in Jesus. Und der hat es auch angenommen.

Daß der Ohm so ohne eigentliche Erlaubnis zu einem Kranken vordrang, das war natürlich ein Ausnahmefall. Meist wurde er gerufen und mit Sehnsucht erwartet. Ein junger Fabrikant, ein wilder und gottloser Mann, liegt an einer Lungenentzündung darnieder. Man hat keine rechte Hoffnung mehr für ihn. Er bittet: „Holt mir den Michel!“ Der läßt nicht lange auf sich warten. „Ohm, ich bin verloren“, ruft ihm der Kranke entgegen. Der Ohm tut das, was er so oft tut, wenn es Menschen zu ermuntern gilt, dem Heiland zu vertrauen und sein Heil anzunehmen. Er weist auf den Fall des Zuchthäuslers Michel hin, der durch die Gnade Jesu diese herrliche, überraschende Wendung genommen hat:

„Du bist nicht zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt gewesen. Wenn ich gerettet und angenommen wurde bei Gott, dann solltest du vom Heil ausgeschlossen sein? Nimm an, das Krankenzimmer, in dem du dich jetzt befindest, das wäre die Hölle, und das Zim-

mer nebenan der Himmel. Da willst und sollst du hinein. Zwischen beiden ist die Tür, durch die mußt du hindurch. Sieh, für Leute, die der Hölle entrinnen und in den Himmel hineinwollen, ist eine Tür da, durch die sie gehen dürfen. Das ist der Herr Jesus; der ist die Tür. Ihn rufe getrost um Erbarmen an! Er hat es mir so reich gewährt, er hat es auch für dich!"

Der Kranke ist sehr schwach. Viel kann der Ohm nicht mit ihm sprechen. Aber beten kann er noch mit ihm, daß für ihn die Tür aufgehe. Und die ist aufgegangen! Jesus stößt ja niemanden hinweg, der bei ihm Heil sucht. Schon am nächsten Tage winkt der Kranke seiner Schwester, die gläubig ist, und sagt leise, aber fröhlich: „Marie, ich bin soeben durch die Tür gegangen!“ Nur das eine schmerzt ihn: „So viele Jahre habe ich dem Teufel gedient, nur so kurze Zeit kann ich jetzt noch auf Erden dem Heiland nachfolgen.“ Er ist bald im Frieden heimgewgangen.

Neben den Kranken liebten den Ohm vor allen Dingen die jungen Leute. Er war wirklich der rechte Mann, mit ihnen umzugehen. Er war so fröhlich und natürlich in seinem Christenstand. Da war nichts Gemachtes und Uebergeistliches. Es gibt leider Typen, die mit einem salbungsvollen Gebaren und einem äußerlichen Schein der Heiligkeit den hohen Stand ihrer Frömmigkeit zu beweisen versuchen. Solche Art kann am allerwenigsten das junge Volk ausstehen. Auch der Ohm konnte sie nicht leiden. Er sagte: „Die Lie kan ech net liere, die dr Kopp so schief trä.“ (Die Leute kann ich nicht leiden, die den Kopf so schief tragen.)

Er war eben so ganz anders. Das zog die Jugend an. Allerdings war der Ohm gelegentlich in Gefahr, sich mit seinem munteren, originell-humoristischen Wesen gehen zu lassen. Da lag für ihn ein gefähr-

licher Punkt, ein Stück Naturunart, das in die Zucht des Geistes genommen werden mußte. Die Gnade war mildernd und läuternd am Werk, und der Segen christlicher Gemeinschaft umgab den Ohm und half ihn erziehen und bewahren. Treue Freunde dienten ihm redlich mit dem Wort der Ermahnung, wo es not tat, und er ließ sich sagen.

Ja, die jungen Leute, besonders die jungen Männer, hingen sehr an ihrem Ohm. Als im Jahre 1875 in Weidenau ein „Jünglingsverein“ gegründet wurde, war er eigentlich schon kein Jüngling mehr. Aber er mußte in den Vorstand hinein und hat bis zu seinem Tode dem Jünglingsverein die Treue gehalten. Es lag ihm alles daran, daß seine jungen Freunde sich klar zum Heiland bekehrten. In den Vereinstunden und in den besonderen sonntäglichen Zusammenkünften in seinem Haus bekamen die jungen Leute deutlich das eine zu hören, das not ist. Doch für falsche Drängerei war der Ohm nicht zu haben. Da war eine Mutter, der die Bekehrung ihres Jungen sehr am Herzen lag. Michel mahnte zur Geduld und warnte vor zu viel redseligem Eifer: „Nur nicht viel schwätzen! Der Heinrich kommt noch!“

Und richtig, bald stand in einem Brief Heinrichs an den Ohm Michel die frohe Nachricht: „O h m ,
i c h b i n d u r c h!“ Da hat sich der Ohm flugs hingesetzt und dem neuen Gotteskind einen Brief geschrieben, der so recht zeigt, wie fein er jungen Leuten dienen und sie zur Nachfolge ermuntern und in ihren Kämpfen stärken konnte:

„Lieber Heinrich! Mit großer Freude habe ich Deinen lieben Brief gelesen. Also endlich bist Du durch Gottes Gnade ins reine gekommen. O welche Freude, ein Kind Gottes zu sein! Nun kannst Du Dich auch mit andern Kindern Gottes freuen und unterhalten. Nur hinaufgeschaut und auf den lieben Gott

vertraut! In Deinem ganzen Benehmen hatte ich gemerkt, daß Du am Suchen warst. Nun, dem Herrn sei Lob und Dank dafür! Wer es ernst und aufrichtig meint, wird gewiß angenommen. Wenn die Zweifel kommen und der Feind unserer Seele Dir bange machen will, nur immer zu Jesus hin! Er ist und sagt die Wahrheit. Jesus muß Du glauben und dem Teufel nicht. Daß noch Zweifel kommen, ist immer bei jedem so, der zum Glauben kommt. Dafür steht geschrieben: ‚Rufe Mich (Jesus) an in der Not; Ich will dich erretten.‘

Halte nur an am Gebet, und wenn der Feind sagt: Es ist nur Einbildung, — nur fortgerungen, durchgedrungen bis zum Kleinod hin! Mit Freuden denke ich an Dich im Gebet, mein lieber Heinrich. Nun, lieber Junge, dem lieben Heiland befohlen! Der es hat angefangen mit Dir, der wird es auch vollenden. Ich freue mich herzlich auf das Wiedersehen.

Mit herzlichem Brudergrüße

Dein im Herrn Jesu verbundener

alter Ohm Michel.“

Auch mit den Kindern war der Ohm gut Freund. Kein Wunder, wo so viel prachtvoll Kindliches in seinem Wesen war! Wie konnte er sich über Kleinigkeiten freuen und seinem Gott dafür danken! Als er noch im Zuchthaus saß, da hat er sich in der Einsamkeit seiner Zelle über eine Spinne als ein richtiges großes Gottesgeschenk gefreut. Er hat sie sogar dressiert, sodaß sie auf seinen Pfiff ins Netz kam. Aehnliche Erfolge erzielte er später mit seinem Hund Pluto und einem abgerichteten Hahn. Der Gockel krächte auf Kommando!

Kindlich vertrauensvoll konnte der Ohm beten. Und niedergedrückte Leute ermutigen — das verstand keiner so wie er. Er schilderte den Leuten, wie töricht es sei, auf die Einreden und Einflüsterungen

des Teufels zu hören: „Das ist ja alles dummes Zeug! Was der Herr Jesus sagt, das gilt! Der Herr Jesus hat alles abgemacht. So stehen die Sachen!“

Der letzte Wunsch geht in Erfüllung

Unter den christlichen Festen war unserem Ohm der Karfreitag immer besonders lieb. Karfreitag: das war das aufgerichtete Kreuz, an dem der Heiland die Sünden der Welt trug. An dieses Kreuz war ja auch August Michels Sündengeschichte mit hinaufgenommen. Der Mann am Kreuz hatte ja auch ihm das Tor zu Gottes Vaterherz aufgestoßen. Der Bruch mit dem alten, der Eintritt in das neue Leben der Gnade war unter dem Kreuz geschehen. Darum hielt Ohm Michels Glauben und Hoffen das Kreuz fest umklammert, und darum bat der Ohm seinen Herrn, er möge ihn doch an einem Karfreitag heimgehen lassen. Und dieser Wunsch ist erfüllt worden. Der 13. April, der Karfreitag des Jahres 1900, wurde Michels Sterbetag.

Vor dem seligen Heimgang lag aber noch eine Zeit schweren Leidens. Der Ohm durfte in seinem langen Leben viele Kranke besuchen und trösten mit der besonderen Gabe, die ihm gerade für dieses Amt gegeben war. Am Ende wurde er selber sehr des Trostes und der durchtragenden Nähe seines Heilandes bedürftig. Ein immer schmerzhafter werdendes Blasenleiden machte dem alten Pilger große Not.

Es wurde am Ende so schlimm mit ihm, daß sein treuer Pfleger Karl N ö h fast acht Wochen lang Tag und Nacht nicht mehr von seinem Leidenslager weichen konnte. Wie brannten die Schmerzen! Es häuften sich die unter Tränen gesprochenen Gebetsseufzer: „Ich möchte heim!“ Kindlich flehte der Kranke: „O Heiland, vergiß deines lieben August nicht!“ Trotz seiner rasenden Schmerzen verlor er den Blick

nicht für das, was die Pfleger so liebevoll an ihm taten, und freute sich an den Grüßen dankbaren und mittragenden Gedenkens, die ihm von den Freunden und Brüdern reichlich zuteil wurden. Schön war der Brief des Prinzen von Salm-Horstmar, der seit Michels Gefängniszeit ihm als Wohltäter und Freund verbunden geblieben war. Der Umschlag trug die Anschrift: An den Herrn August Michel, den teuren Himmelsbürger in Weidenau. Wenn der Ohm merkte, wie viel Arbeit besonders Karl Nöh mit ihm hatte, dann betete er: „O lieber Heiland, lass es doch dem Karl nicht zu schwer werden!“ Für jeden Trunk Wasser dankte er herzlich.

Kinder Gottes, die ihren heimeilenden Bruder suchten, konnten sich der Tränen nicht erwehren, wenn sie die Schmerzen in seinen Gebeinen wühlen sahen. Sie fragten: „Herr, warum läßt du deinen Knecht August Michel in solche Not kommen? Wir dachten, du hättest ihn still und friedlich hinweggeholt?“ Im Ofen des Elends wurde der Ohm auserwählt gemacht. Er blieb dabei und sprach es aus: „Der Herr hat alles wohlgemacht!“ Er hängte sich an die Verheißungen seines Gottes. Einst im Zuchthaus hinter Schloß und Riegel hatte ihm der Gefängnis-aufseher eine Bibel gebracht, und in halbdunkler Zelle und mit einem damals noch ganz dunklen Herzen hatte August Michel beim ersten Aufschlagen den Vers aus Jesaja 43, 1 gefunden: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!“ Das war damals das erste Aufblitzen von Licht und Hoffnung gewesen. Und gerade diese Verheißung, die schon einmal in dunkler Stunde so hell geleuchtet hatte, hielt der Ohm auf dem letzten Lager seinem Heiland vor: „Herr, du hast gesagt, ich bin dein. Davon lasse ich nicht, das halte ich dir vor, davon kannst du auch nicht lassen!“

Am Karfreitagmorgen um 6 Uhr waren Anfech-

tung und Leid endlich vorüber, und der Ohm war daheim. Wie wird er in der Ewigkeit das Lied des Lammes mitsingen, das ja schon auf Erden sein liebstes war!

Solch eine Beerdigungsfeier wie die vom Ohm Michel am 2. Ostertag 1900 hatte Weidenau noch nie gesehen. 2000 Menschen gaben dem Heimgegangenen das letzte Geleit. In den mancherlei Ansprachen und Zeugnissen jenes Tages klang es immer wieder durch: „Diesem Manne eine Leichenrede zu halten, ist leicht. Sie heißt: Die Gnade Gottes rühmen.“ Ja, das war August Michels einiger Trost im Leben und im Sterben, daß man durch die Gnade des Heilandes aus einem Mann des Verderbens ein Kind Gottes werden darf, und daß diese Gnade alle wunderbar hält, bewahrt und durchträgt, die auf sie ihr Vertrauen setzen. Wie er in diesem Troste lebte und gewiß war, zeigte ein Ausruf in der letzten Zeit seiner Krankheit: „Jong (Junge), alles bezahlt! Alles bezahlt! Nichts mehr abzumachen! Der Herr Jesus hat alles gut gemacht!“

Schön und ermutigend hat einer in der Trauerfeier im Weidenauer Vereinshaus im Blick auf den Ohm gesagt: „Der Stärkere kam über den Starken und nahm ihn zum Raube. Da bekommt man Vertrauen zu der Gnade. Man sagt sich, wer das einmal kann, der kann das auch noch öfter, und man faßt stärkeres Vertrauen zu der Gnade, die so Wunderbares tun kann.“

Ohm Michel — ein Raub und Ruhm der Gnade! Das ist das Geheimnis seines Lebens und des Lebens aller, die um Jesu Christi willen Gott als liebenden Vater kennen. Noch etwas ganz Feines wurde bei Ohm Michels Beerdigung bezeugt, das sollten wir auch hören und uns zu eigen zu machen versuchen:

„Der Ohm Michel, der hatte die Leute lieb. Wer ihm nahe kam, der merkte: Der Mann hat mich lieb. Er suchte nicht das Seine, sondern das Unsrige, er war herzlich gegen uns. Seht, das ist etwas, womit ihn der Herr geschmückt hatte, diese einfältige Liebe zu den Menschen! Es kommt nicht nur darauf an, daß man Worte macht, sondern darauf, ob auch die herzliche Liebe in uns wohnt.“

Ja, das ist etwas, wenn einer einen lebendigen Heiland hat und seine freie, kräftige Gnade rühmen kann. Ja, und das ist auch etwas, wenn einer mit der Liebe Jesu die Leute liebt! Weil der Ohm Michel beides hatte und tat, darum war er etwas! Aber nicht zum eigenen Ruhm, sondern zum Preis seines herrlichen Gottes und Heilandes!

Vater Wirths

Der Lebensgang

Von dem Leben des schlichten Mannes, der in diesem Büchlein den Beschluß macht, ist wirklich nichts Aufregendes und Weltbewegendes zu berichten. Es ist noch viel mehr in der Stille und Unscheinbarkeit dahingegangen als die Erdenläufe des Herdecker Fienenpastors und des Siegerländer Originals Ohm Michel. Und doch ist der Vater Wirths ein Mann reichen und tiefen Segens gewesen, eins von den wurzelechten Originalen, wie sie des Heilands Meisterhand immer wieder unter den unbekanntem und einfachen Leuten aus dem Volke gefunden und geprägt hat, einer von den „Gelehrten“, die ihre Weisheit nicht von menschlichen Kathedern geholt, sondern in der Schule des Heiligen Geistes, in einem Leben unter der Führung Gottes gelernt haben.

Es ist die Gemeinde Wiehl im schönen Oberbergischen Land, dem östlichen Ausläufer des Regierungsbezirks Köln, in der Christian Wirths sein Leben zugebracht hat. Was führten in seiner Jugend die Menschen noch für ein armes, bescheidenes Leben! Wie hat sich das auch in Wiehl geändert! Der Hauptort der Gemeinde, das schmucke Kirchdorf Wiehl, ist längst vom Fremdenverkehr entdeckt worden, die Industrie hat regen Ausbau erfahren und Wohlstand unter die Leute gebracht. Zur Gemeinde Wiehl gehören viele kleine Ortschaften, die für das Oberbergische so charakteristischen „Höfe“. In einem davon, Oberfischbach, wurde Christian Wirths am 22. Dezember 1826 geboren.

Der Vater verdiente in einem Eisenerzbergwerk, das inzwischen lange eingestellt ist, mühsam sein Brot. Es reichte kaum zur Ernährung der Familie. Schon als Schulbub mußte Christian mitverdienen.

Er hütete für die Nachbarn die Kühe und machte Botengänge für eine Firma. Wie Butter schmeckte, wußte der Junge kaum zu sagen; denn die Butter, die man von den Kühen gewann, wurde restlos verkauft. Aufs Brot kam ein Marmeladengemisch aus Aepfeln und Birnen. Kuchen gab es kaum jemals. Und doch erklärte der alte Vater Wirths von den armseligen Zuständen seiner Jugendzeit, daß damals die Menschen viel zufriedener gewesen seien als „heutzutage“. Dieses „Heutzutage“ waren die Jahre um 1910. Was würde er erst sagen, wenn er das Getetze und Gerenne, die Ansprüche, die Maßlosigkeit, den Lebensstil und den Vergnüngerummel von heute kennengelernt hätte!

Der Schuljunge Christian Wirths hat sich gern von etlichen Veteranen, die noch die napoleonischen Kriege, die „Franzosenzeit“, miterlebt hatten, ihre Heldentaten erzählen lassen. Da gab es doch tatsächlich im Oberbergischen Männer, die bis nach Rußland, Spanien und Italien verschlagen worden waren. Aehnlich abenteuerlich waren Geschichten von einer Falschmünzerbande, die in dem kleinen, abgelegenen Hof Feld ihr Unwesen getrieben hatte. Die Ortschaft war längst vom Erdboden verschwunden. Auch von einer ebenfalls ausgetilgten Wirtschaft, in der Raub und Mord vorgekommen sein sollten, wußten die Leute gruselig zu erzählen.

Von geistlichem Leben war damals noch nicht viel zu entdecken. Häßlich waren die Gelage und Tanzeereien, die sonntags losgingen, wenn das Amen in der Wiehler Kirche kaum verklungen war. Aus dem Gottesdienst zog jung und alt gleich in die benachbarten Wirtshäuser. Das Wort Gottes und wirkliches Leben aus Gott und in brüderlicher Gemeinschaft waren sehr rar. Aber mancherlei Wandlung kündigte sich an. Der auch in andern Gemeinden des oberbergischen Landes herumreisende Händler J a k o b

Müller, den das Volk „das Gebetsmännchen“ nannte, kam nach Großfischbach und in Christian Wirths' Elternhaus. Dann bekam der Junge sein Stück Zucker und mußte die Leute einladen zur Bibelstunde.

Aus dem Siegerland kam gelegentlich Tillmann Siebel, der Vater der Siegerländer Gemeinschaften, herüber ins Oberbergische. Solche „Stunden“ neben den offiziellen Gottesdiensten wurden damals noch weithin als etwas Unerhörtes angesehen. Es konnte vorkommen, daß die Besucher auf dem Heimweg mit Steinen beworfen wurden, ja daß während der Versammlung die Steine zum Fenster hereinfliegen. Die Pastoren waren den „Stunden“ im allgemeinen nicht gewogen. Eine rühmliche Ausnahme machte Pastor Engels aus Nümbrecht und sein Freund Otto F u n c k e aus Holpe. Dem blieb einmal, als er zu einem Fest der „Evangelischen Gesellschaft“ nach Wiehl gerufen wurde, die Kirchentür verschlossen, während sich auf der Wiese hinter der Kirche das Schützenzelt mit seinem Treiben breitmachte. Dagegen hatte der Pastor nichts einzuwenden. Aber das sind Dinge, die sich ereignet haben, als Christian Wirths schon lange kein Schulbub mehr war.

Nach der Schulentlassung versuchte Christian sich zunächst in verschiedenen Stellen als Knecht, Handlanger, Bergmann, bis er als Former in die Fabrik R e u s c h , später M e r r e t t i c h eintrat. Aus dem bescheidenen Unternehmen ist inzwischen die große Bergische Patentachsenfabrik geworden, deren Erzeugnisse in alle Welt hinausgehen. Dort hat Wirths 30 Jahre gearbeitet.

Christian Wirths hat für fromme Eltern zu danken gehabt. Der Vater las gern aus alten Gebetsbüchern vor; inniger und persönlicher noch war der Glaube der Mutter. Ihr Vorbild hat den Jungen tief beein-

druckt und später mitgewirkt, daß er den Heiland suchte und fand. Die Mutter wurde viel an Kranken- und Sterbebetten gerufen. Sie hatte eine feine Gabe, zu trösten und Kranken zu dienen. Die hat Christian Wirths auch besessen und im Segen betätigt.

Mit seinem regen Geist und seiner schnellen Auffassungsgabe hätte der Christian ein Studium spielend gemeistert. Er ist aber nie aus seinen bescheidenen Verhältnissen herausgekommen. Sein Wissensdurst ist jedoch nicht ganz ungestillt geblieben. Schon der Kuhjunge hat beim Pastor Bücher entliehen und eifrig darin gelesen. Christian Wirths konnte das Gelesene behalten. So war es kein Wunder, daß ihm später, wenn er in den Bibelstunden diente, allerlei Geschichten von allerlei Leuten zur Verfügung standen, die das Gesprochene würzten und anschaulich machten. Männer wie Antonius und Ambrosius, Diogenes und Aristoteles, Alexander der Große und Cäsar wurden auf diese Weise in oberbergischen Bauernstuben bekannt.

Was für einen Liederschatz hat Christian Wirths sein Leben lang in Kopf und Herz beherbergt! Lieder flossen nur so in seine Erzählungen und Ansprachen hinein. Er hat auch unermüdlich neue auswendig gelernt. Mit 91 Jahren lernte er noch das Lied: Ach mein Herr Jesu, wenn ich dich nicht hätte! Dieses herrliche Zeugnis von dem rettenden und bewahrenden Heiland hatte es ihm angetan. Und er schaffte es, wenn er auch hinterher zugeben mußte, daß es ein nicht ganz leichtes Stück Arbeit gewesen sei.

Eine treue Gefährtin hat die Gnade Gottes unserm Vater Wirths zugesellt. Er holte sich seine Karoline ganz in der Nachbarschaft des heimatlichen Dorfes, in dem kleinen Hof Zaun. Er war schon 35 Jahre alt, als er in den Stand der Ehe trat. Bis dahin war er bei den Eltern geblieben und hatte sie mitver-

sorgt und ihnen als dankbarer Sohn die Last des Alters tragen helfen. Die Frau paßte ganz zu ihm. In einem war sie ihrem Mann sogar noch voraus. Vater Wirths mußte sich vom irdischen Besitz erst nach und nach loskämpfen, Mutter Wirths hat an ihm eigentlich nie gehangen. Bei Verlusten, wenn der Vater den Kopf hängen ließ, lautete der Mutter ermunterndes Sprüchlein: „Laß doch fahren, es ist ja nur ein irdisch Gut!“

Gastfrei war das Wirthssche Haus in Zaun, den Gläubigen und den Armen allezeit offen. Zu den eigenen Kindern, die geboren wurden, nahmen die Eheleute Wirths noch drei Waisenkinder ins Haus. 1911 feierten sie die Goldene Hochzeit. Viel Liebe und Anhänglichkeit erfuhr das Jubelpaar. Viel Gutes wurde gesagt. War es denn da so ganz am Platze, daß Vater Wirths aufstand und in seiner Ansprache ausgerechnet den Ton anschlug: „Heute gedenke ich an meine Sünden“? Aber so war er eben, der liebe Vater Wirths, ein durch und durch demütiger Mann, der Menschenlob und Menschenehre abwies, sich seiner Schwachheit und seines Versagens gründlich schämte und als seinen einzigen Trost die Gnade und Treue seines Heilandes wußte, der er und seine Gefährtin alles, aber auch alles zu verdanken hatten. Unter Tränen kam es aus seinem Munde, in seinem geliebten Platt: „Mir sing et nit wert, mir sing et nit wert!“ Der Mann, der es in langen Jahrzehnten bei Jesus so gut gehabt hatte, konnte es nicht lassen, er mußte an diesem Tage der goldenen Hochzeit alle Besucher und Gratulanten liebevoll und dringlich einladen: „Ihr lieven Lü, o kommt doch alle zu Jesus!“

Aber wann und wie war denn der Vater Wirths selber zu Jesus gekommen? Es war in der Zeit seiner Verheiratung, als ihn die Hand des Heilandes zur Gewißheit des Heils führte. Er wollte denselben

Frieden haben, den er bei seiner gottseligen Mutter gesehen und bewundert hatte. Lange hat er im Gebet ernstlich darum gekämpft, bis ihm das Licht der Gnade aufging. Viel Geschrei hat er von seiner Lebenswende nicht gemacht. Es war ihm lieber, daß die Leute etwas von dem Neuen sähen, als daß er ihnen viel davon vorschwatze. Und sie haben es gesehen! Vieles, was er mitgemacht, woran sein Herz gehangen hatte, warf er als Sünde und Kram jetzt weg. Man sah ihn nicht mehr in der Gesellschaft der Kartenspieler, in der er manche Stunde zugebracht hatte. Nun fand er sich bei den Stundenleuten, den Stillen im Lande, ein, und da fand er Gefährten, mit denen er auf dem Pilgerwege immer enger zusammenwuchs, da schloß er Freundschaften auf dem Grund der Liebe Jesu, die hielten.

Treu war unser Vater Wirths im Besuch der Gottesdienste und Versammlungen. Er war schon 89 Jahre alt; aber kein Regen, kein Schnee und kein Glatteis hinderten ihn, seinen gewohnten Platz im Gotteshaus und in den Versammlungen einzunehmen. Und er war kein „stummer Hund“, sondern ein Zeuge Jesu, ein Werber für den Heiland. Mancher dankt ihm den schönsten und wichtigsten Dienst, den ein Mensch durch die Gnade Gottes einem anderen tun darf, manchem zeigte er den Weg zum ewigen Leben.

Alt, uralt ist Vater Wirths geworden. An seinem 90. Geburtstage hat er aus dem Schatz des Wortes Gottes den 103. Psalm hervorgeholt und ihn auswendig hergesagt. Als er an die Worte kam: „Der deinen Mund fröhlich macht und du wieder jung wirst wie ein Adler“, da schlug er jugendlich lebendig die Hände ineinander und warf die Arme in die Höhe. Wenn er alle die Wege, Führungen, Bewahrungen, Segnungen seines langen Lebens überdachte, dann fand er lauter Stoff und Grund zum Lob Gottes, zum

Preis seiner Gnade: „Ech kann et üch nit all saan (sagen)! Ganze Dä (Tage) könnt ech üch erzählen. Ech han et erfahren. O wat förr en treuen Gott han mir!“

Bis in sein hohes Alter ist Vater Wirths nie krank gewesen. Aber die Kranken haben an ihm einen treuen Freund gehabt. Ja, konnte er, der Gesunde und Rüstige, die Kranken überhaupt verstehen? Konnte er ihnen etwas Wirksames geben an Hilfe und Zuspruch? War da nicht die große Gefahr, daß er nur Worte machte und nichtssagenden Trost spendete? O nein, der Vater Wirths hat nichts Billiges dahergeschwätzt, er hat nicht von außen her und von oben herab die Kranken und die Trauernden abgepeist. Seine Worte an den Krankenbetten sind bedacht und voll Liebe gewesen; sie wurden aus einem Herzen, das tief mitfühlte, gesendet, sie kamen aus der heiligen Sorge heraus, daß die Kranken doch ja nicht den einen, den eigentlichen, den einzigen Trost verfehlten, der im Leben und Sterben hält, den Trost der Gnade Gottes in Jesus, daß sie doch ja nicht versäumen möchten, ihr Leben durch die Vergebung des Heilandes für die Ewigkeit zu ordnen. Die Not der Krankenbetten und der Trauerhäuser ging ihm persönlich so nahe, daß er einmal sagte: „Nein, ich kann in dieses Haus jetzt nicht hineingehen; es ist mir zu schwer!“ Er, der bis ins hohe Alter hinein bei schwacher Leibeshütte Rüstige, war schon der rechte Mann für die Kranken und Leidtragenden.

Vater Wirths wußte von mancherlei wunderbaren Bewahrungen durch seinen Herrn im eigenen Leben und bei den Familienmitgliedern zu erzählen. Es spielten gelegentlich Träume und Vorahnungen bei ihm eine eigenartige Rolle. Einmal konnte er abends nicht einschlafen, eine merkwürdige Unruhe packte ihn, und er mußte anhaltend beten. Er spürte: Eine Gefahr ist im Verzug. Und richtig, 2 Stunden später

kam die Nachricht, daß einer seiner Enkel in der Fabrik mit dem Kopf in die Maschine geraten und schwerverletzt nach Köln ins Krankenhaus gebracht worden sei. Die Aerzte gaben nichts mehr für das Leben des Jungen. Vater Wirths aber betete weiter, und der Enkel kam durch und wurde wieder ganz gesund. Das Eingeständnis der Aerzte lautete: „Hier müssen höhere Mächte eingegriffen haben.“

1913 ging die geliebte Gefährtin heim, und von da an bereitete sich auch Vater Wirths auf die letzte Reise vor. Er bat den Herrn, er möge ihm doch ein langes Krankenzimmer ersparen, damit er niemandem zur Last falle. So kam es auch. Nur wenige Tage mußte er liegen. Am Abend des 15. November 1917 sagte er seinen Kindern, er werde in der kommenden Nacht sterben. Dann verbesserte er: „Kinder, es wird noch Morgen werden, ehe der Herr mich heimholt.“ Er ermahnte sie, sich nicht um das Erbe zu zanken. Es mußten ihm die Lieder vorgelesen werden, mit denen er selber so oft tröstend an die Betten der Kranken getreten war. Wie machte es ihn still, zu hören:

Größtes Wort, das je vernommen,
Botschaft, die von Gott gekommen,
seiner Liebe höchster Ruhm:
Feinde, die ihn frech verhöhnet,
hat Gott selber sich versöhnet!
Das ist Evangelium!

Wer zu ihm gekommen,
kindlich im Vertrau'n,
der wird mit den Frommen
einst ihn selber schau'n.

Klopfet dann der Pilger einst ans Vaterhaus:
Wer da kommt zu mir, den stoß' ich nicht hinaus!

Ja, es mangelte Vater Wirths nicht an Trost in den letzten schweren Stunden. Aber es war auch Not da, und aus ihr heraus sprach und bat der Scheidende: „Kinder, Sterben ist kein Kinderspiel Betet!“ Dann kam die zehnte Morgenstunde des

16. November. Jetzt lag der Vater still und friedlich da. Auf einmal nahm er sein Käppchen ab, wie er beim Beten zu tun pflegte, legte es vor sich aufs Bett, faltete die Hände, schaute auf zum Himmel, legte sich zurück in die Kissen und war entschlafen.

Liebe zu Jesus und den Seinen

Wir haben den schlichten Rahmen dargestellt, in dem das Leben unsers Vaters Wirths sich abgespielt hat. Nun wollen wir in dieses Leben noch ein wenig hineinlauschen und nachspüren, wie es in aller äußeren Unscheinbarkeit ein Leben voll Kraft, Segen und Frucht gewesen ist. Das ganze Geheimnis war eigentlich dies: Der Vater Wirths hat den Herrn Jesus Christus sehr liebgehabt. Wenn er diese Liebe, ihren Grund und ihre Innigkeit, ausdrücken wollte, dann griff er in den unerschöpflichen Liederschatz hinein, der ihm stets zur Verfügung stand:

Ohne dich, was ist die Erde?
Ein beschränktes, finstres Tal.
Ohne dich, was ist der Himmel?
Ein verschlossener Freudenthal.
Ohne dich, was ist das Leben?
Ein erneuter, finsterner Tod.
Ohne dich, was ist das Sterben?
Nachtgrau'n ohne Morgenrot.

Es gefiel ihm, was der bekannte Pastor Otto F u n c k e einmal in Nümbrecht gesagt hatte: Der Kirchenvater Ambrosius erschütterte die Leute mit gewaltigen Predigten. Als einer zu ihm kam und wissen wollte, wie er selig werden könne, gab ihm Ambrosius den Rat: „Bete 10 Vaterunser!“ Der Mann kam wieder, es hatte nichts geholfen. Nun sollte er es mit Almosen versuchen. Aber auch auf diesem Wege kam er nicht zum Frieden. Beim drittenmal sagte ihm Ambrosius: „Ja, es gibt ein Mittel, das ganz gewiß hilft. Das ist das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes; das macht uns rein von aller

Sünde.“ „Das hättest du mir aber auch eher sagen können“, tadelte der geängstigte Mann den Kirchenvater.

Soweit hatte Funcke erzählt, und dann rief er: „Ich will es nicht machen wie Ambrosius. Ich will mit dem Wichtigsten anfangen!“ Und der die Geschichte berichtende Vater Wirths fügte mit herzhafter Zustimmung seinerseits hinzu: „Un so han ech et ooch. Aanfangen will ech domit!“ Einem jungen Hilfsprediger, dessen Predigten keinen rechten Anklang fanden, und der ihn um Rat fragte, gab er die Weisung: „Ihr müßt mehr vom Heiland predigen!“ Es folgte der Liedervers:

„Im Leben bringt uns nichts zur Ruh'
als Jesu Blutvergießen.
Das decket alle Schulden zu
und reinigt das Gewissen.“

Ein anderer Vers so recht nach Christian Wirths' Sinn lautete:

„Alle Höllenpforten krachen,
wenn d e r Nam' im Herzen schallt!“

In seine Bibelstunden flocht Vater Wirths gern Beispiele ein, die die rettende Kraft des Namens Jesus bezeugten. Hier ist eins davon:

Eines Tages klopfte ein gutgekleideter Mann in einem Hause der Gemeinde Nümbrecht an: „Ich wollte Eure alte Mutter gern noch mal sehen und ihr Dank sagen.“ „Unsere Mutter“, gab der Hausvater zur Antwort, „die ist leider nicht mehr hier. Die ist vor zwei Jahren in die Ewigkeit abgerufen worden.“ Da traten dem Fremden die Tränen in die Augen. „O wie mich das schmerzt! Ich hätte ihr so gern noch mal persönlich gedankt. Dazu habe ich eine weite Reise unternommen. Nun, dann darf ich wohl Euch meinen Dank abstaten und Euch meine Geschichte erzählen.“ Die beiden Männer gingen in die Küche. Der Fremde setzte sich auf eine Bank und sagte: „Hier habe ich schon mal gegessen vor etlichen Jah-

ren. Da war ich noch ein Vagabund, der durch die Lande streifte. Betrunken bin ich hier durch den Hof gekommen und bettelte mir das Nötigste zusammen.

Eure Mutter speiste mich aber nicht mit 2 Pfennigen ab. Sie holte mich herein, ließ mich hier sitzen, kochte mir Kaffee und fing an, mit mir zu reden, wie noch kein Mensch mit mir geredet hatte. Sie zeigte mir, wie elend mein Leben sei, und ermahnte mich, ich solle das Trinken doch lassen. O Mutter, gab ich zur Antwort, das ist ja gerade mein Elend! Wenn ich an einer Wirtschaft vorbeikomme, dann ist es gerade, als wenn mich ein paar unsichtbare Hände packten und hineinzögen. Ich kann nicht vorbeigehen. Ich muß hinein!

Da hat denn Eure Mutter noch mal angefangen und hat mir vom Herrn Jesus erzählt, wie ich es so noch nie gehört hatte: ‚Wenn du nun von weitem die erste Wirtschaft siehst, dann fängst du an, unaufhörlich zu beten: O, Herr Jesu, bring mich dran vorbei! O Herr Jesu, bring mich dran vorbei! — Du sollst mal sehen, er ist stärker als der Teufel und hilft dir vorbei.‘ — Ich hab’s versucht, mit Zittern und Zagen. Ich habe den Herrn Jesus angerufen — und bin an der ersten Wirtschaft vorbeigekommen. Und an der zweiten bin ich auch vorbeigekommen und an der dritten — und an ihnen allen! Und der Herr Jesus hat einen neuen Menschen aus mir gemacht. Kann ich nun hier unten meiner Lebensretterin nicht mehr danken, dann kann ich es doch dort oben tun.“

Ja, so erzählte der Vater Wirths, und dann fügte er mit fröhlicher Bekräftigung hinzu: „Kann man es da nicht mit Händen greifen:

„Alle Höllenpforten krachen,
wenn d e r Nam’ im Herzen schallt!“

Diesen Jesus, der so Wunderbares tun kann, der auch ihn gerettet und zum Kind Gottes gemacht

hatte, liebte Christian Wirths wirklich über alle Maßen. Wie hätte er darum nicht auch denen von Herzen gut sein müssen, die den Heiland ebenfalls lieb hatten und sich zu ihm als ihrem Herrn hielten! Er machte nicht mit, wenn die Gläubigen wegen der auch ihnen noch anhaftenden Schwachheiten, des auch bei ihnen noch vorkommenden Versagens und Strauchelns von den Weltleuten oder gar von frommen Lästermäulern mit Wonne beobachtet und geschmäht wurden. S e i n Rat lautete vielmehr:

„Wenn einer von denen gefallen ist, die mit uns auf dem Wege sind, dann wollen wir ihm aufhelfen, nicht aber die Schande weitertragen. Als Saul gefallen war, da sang David: Sagt's nicht an zu Gath, verkündet's nicht auf den Gassen zu Askalon, daß sich nicht freuen die Töchter der Philister, daß nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen!“ (2. Sam. 1, 20.)

Die Leute, die gern andere mit Vorwurf und Tadel bedenken, sollten, ehe sie den Mund auftun, der schönen Geschichte nachdenken, die Vater Wirths gerade für sie erzählt hat:

„Ich weiß von einem Presbyter (Kirchenvorsteher), der kam zu seinem Pfarrer, um ihm den Vorwurf zu machen, er habe einen schweren Fehler begangen. Da sagte der Pfarrer: ‚Dann wollen wir zuerst beten, damit der Herr Ihre Worte an mir segnet.‘ Damit fiel er auch schon auf die Knie und betete ernstlich um die Gnade, die Worte des Mannes richtig aufzunehmen. ‚Nun‘, sagte er darauf, ‚was haben Sie mir zu sagen?‘ Zuerst schwieg der Mann ganz verlegen, und dann sagte er: ‚Es ist schon gut, ich weiß nichts mehr!‘ — So wird Gott die meisten Anschuldigungen seiner Kinder verwehen lassen in seinem Gericht. Und: wenn jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, dann macht er auch seine Feinde mit ihm zufriedenen.“ (Sprüche 16, 7.)

Vater Wirths ist einmal im Juli durch das Feld gegangen. Da ist ihm ein Mann begegnet, der immer gern den „Fienen“, den Gläubigen, etwas am Zeug flickte und vor allen Dingen darüber schalt, daß sie in ihrem Hochmut sich besser vorkämen als die anderen, sie seien ja die „Bekehrten“. Auch dieses Mal spottete der Kerl: „Wirths, auf meinem Felde, da sind viele Aehren, die stehen höher als die andern. Das sind die Fienen!“ Wirths war um eine treffende Antwort nicht verlegen:

„Ich komme gerade aus dem Busch. Da habe ich nach Aehren gesucht und keine gefunden. Aehren sind eben nur auf dem Felde und nicht im Busch. Du und deine Sorte, ihr gleicht dem Busch. Von Frömmigkeit ist bei euch keine Spur zu finden. Der himmlische Schnitter wird bei euch, im Busch, keine Frucht finden. Dazu muß er auf das Feld gehen. Und wenn unter uns Frommen auch etliche Stolze sind — bei den Fienen muß Gott doch seine Frucht finden, nicht bei euch.“

Und noch ein Beitrag zu den Klagen gegen die Frommen in Vater Wirths oberbergischem Platt: „Wann eener üwer die Frommen schängt (schimpft), dann saan ech (sage ich): Am jüngsten Dä, do fingt et sich. Dann fröt (fragt) der Herr nit: Wat het ding Noohber (Nachbar) jedoon? Dann heest et: Wat hest d u jedoon?“

Man muß es genau nehmen!

In Liebe war Vater Wirths dem Volke Gottes verbunden. Jedermann sollte es wissen, daß da und sonst nirgendwo sein Platz war. Aber es war bei-leibe nicht so, als ob er mit dem Mantel des Verstehens und Verzeihens einfach alles zugedeckt hätte, was in den Reihen der Gläubigen an Unrecht, Zucht-

losigkeit und mangelndem Ernst in der Heiligung vorkam. Er wußte und bezeugte: Die Gnade rettet, heiligt, bewahrt, vollendet. — Aber sie kommt nicht zwangsmäßig über uns. Immer wieder betonte Vater Wirths: „Mir sing mit dobi!“ (Wir sind mit dabei!) Er liebte die Gnaden- und Glaubenspredigt. Aber es mußte die teure Gnade sein, die zur Zucht und zum Gehorsam antreibt. Darum freute er sich an der Verkündigung, die beides tat, die erwecklich die Fernstehenden ansprach, und die zugleich den Christen das Gewissen schärfte: „So woor't rää! (So war es recht!) Scharp mutt et sing! Et mut Salz bi dat fuul Fleisch!“

Daß bei den Gläubigen nur das Gewissen fein wach ist und immer schärfer wird! Das war Vater Wirths' Sorge für sich und alle Kinder Gottes. Einmal hatte ein Kaufmann beim Herausgeben des Geldes sich zu Wirths' Gunsten vertan. Der macht ihn gleich auf den Irrtum aufmerksam. „Warum habt Ihr denn das Geld nicht einfach eingesteckt?“ forschte der Kaufmann. Da klopft Vater Wirths auf die Brust: „Hier sitzt das Gewissen. Das würde sich stürmisch melden, wenn ich mit dem Geld, das mir nicht gehört, heimginge.“ Des Kaufmanns bezeichnende Antwort lautet: „Ach, wenn man dat mehmool deet, dann schwiecht dat ooch still!“

Nein, das Gewissen darf eben nicht stillschweigen. Es muß reden und sich melden, es muß beunruhigen, es muß heimlichen Schaden aufdecken, es darf sich erst dann zufrieden geben, wenn jeder Bann aus dem Weg getan ist, der das Verhältnis des Gotteskinds zu seinem Heiland und die Freudigkeit des Gebetes lähmt. Vater Wirths erzählte in diesem Zusammenhang von einem Schreiner, der gar nicht mehr fröhlich beten konnte, bis ihn sein gottseliger Geselle fragte: „Meister, ist Euer Gewissen auch frei?“ Schlagartig war es da dem Mann bewußt: Nein,

mein Gewissen ist nicht frei. Da ist eine böse Sache, die muß in Ordnung gebracht werden. —

Der Mann hatte einem armen Mädchen, das Diakonisse werden wollte, eine Reisekiste gemacht, sie sollte sie als Geschenk haben. Dann hatte er ihr aber doch drei Taler abgefordert. Und diese drei Taler lagen nun als heimliche Last auf dem Gewissen und verhinderten das zuversichtliche Gebet. Erst als sie dem Mädchen zurückgesandt waren und der Meister für seine Habgier um Verzeihung gebeten hatte, war das Gewissen wieder frei, konnte er wieder kindlich beten.

Das Herz muß frei von Geiz und Habgier sein. Vater Wirths hatte da auch seinen Kampf. Er, der von Kindheit an in ärmlichen Verhältnissen leben mußte, hatte sich gegen die Ueberschätzung der Erdengüter zu wehren. Nein, er wollte nicht an ihnen hängen! Wie tat es ihm leid, daß die Menschen so an dem Nichtigen klebten, nach dem Vergänglichen trachteten und das Ewige fahren ließen! „Waan eener am Wasser stüng un sääte för die op der angeren Sitte: Kommt erüwer, ech ge'en (gebe) üch dat ewige Leben, dann sääten se all: Et Wasser is so nass un so kalt. Wann he awer sääte: Wer erüwer kümmt, de kriet 10 Daaler — plutsch, plutsch, sprüngen se all int Wasser!“

Nicht am irdischen Gut hängen! Weiter empfahl Vater Wirths: Aber viel vom irdischen Gut für den Herrn und das Werk der Liebe und der Mission geben! Im Geben treu sein, es genau nehmen! Nichts dem Herrn vorenthalten, was einmal seiner Sache zgedacht ist! Zur Warnung hatte Vater Wirths auch hier eine Geschichte auf Lager, die spielte in einer Zeit, in der es irgendwo Geldstücke gab, auf denen ein springendes Pferdchen geprägt war. Sie waren nicht so sehr häufig. Ein Bauer hatte gelobt, wenn ihm solch eine Münze in die Hand käme, die solle

stets der Mission gehören. Und so war denn immer wieder einmal ein 50-Pfennig-Stück, seltener ein Taler in die Missionsbüchse gewandert.

Da wollte es aber eines Tages der „Zufall“ oder das „Unglück“ — so sah es der Bauer im ersten Augenblick an —, daß ihm doch tatsächlich ein Goldstück mit solch einem springenden Pferdchen bei einem Kuhverkauf ausgehändigt wurde. Das hat er ja gar nicht geahnt, daß es auch Goldstücke mit dieser Prägung gab! Nein, in diesem Fall brauchte er sich nicht an sein Versprechen gebunden zu fühlen. Aber ganz wohl war ihm nicht dabei, als er das Goldstück beiseite tat. Er mußte es auch immer wieder betrachten. Dabei entdeckte er eine Umschrift, die ihm der um Auskunft gefragte Pfarrer als das lateinische Wort „Nunquam retrorsum“ — niemals zurück! — deutete. Da erkannte der Bauer, daß es auch für ihn in seinem Gott einmal gegebenen Versprechen kein Zurück geben durfte, und das Goldstück wanderte in die Missionskasse.

Gott und Menschen gegenüber ist diese Genauigkeit und Wahrhaftigkeit geboten. Vorbildlich war dem Vater Wirths sein Freund, der alte Kirchmeister Bubenzer. Der hatte einmal dicke Steine von seinem Acker in den Busch geworfen. Davon war einer in das Waldstück des Nachbarn weitergerollt. Obwohl es schon dunkelte, suchte Bubenzer noch nach dem Stein. Er fand ihn nicht; auch das Suchen am nächsten Morgen blieb erfolglos. Das machte den gewissenhaften Mann ganz traurig. Sein Vater war übrigens genau so gewesen. Der hatte einmal einem Nachbarn aus Gefälligkeit geholfen, einer Kuh eine große Wunde zuzunähen. Hinterher hatte er aus Versehen die Nadel mitgenommen. Prompt brachte er sie am nächsten Tag zurück. Wenn der Vater Wirths solche Beispiele erzählte, dann betonte er kräftig: „So muß

es sein: Kein Faden noch Schuhriemen, der nicht mein ist!“

Das alles hat gar nichts mit Gesetzlichkeit und frommer Werkerei zu tun. Vater Wirths hat einfach gut biblisch zusammengelassen, was zusammengehört: Glaube und Gehorsam, Gnade und Zucht, Vertrauen auf das Verdienst Jesu und Dank für Gottes Heil in schlichter, treuer Nachfolge. Das praktische Christentum des Alltags, für das er so unermüdlich eintrat, war keine platte Moral, keine fromme Pflichterfüllung, sondern einfach Ernstmachen mit der Tatsache, daß der gute Baum gute Frucht trägt, daß das Evangelium von der freien Gnade die Herzen umwandelt, das Leben erneuert.

Wirths erzählte gern von dem badischen Erweckungsprediger **H e n h ö f e r**, der in einer Zeit, als auf den Kanzeln und in den Kirchenbehörden noch die armselige Vernunftfrömmigkeit vorherrschte, kräftig von der Gnade und dem Blut Christi gepredigt hat. Das brachte ihm manchen Tadel von seiner vorgesetzten Behörde und die Mahnung ein, er solle den Leuten mehr Moral predigen und sie an ihre Pflichten erinnern. Wie töricht solche Vermahnung sei, machte Henhöfer seiner Gemeinde in einer Predigt an dem köstlichen Beispiel von dem alten Holzbirnbaum hinter seinem Pfarrhaus klar: „Daß der Baum nur Holzbirnen hervorbringt, ist doch eigentlich unerhört und ärgert mich schon lange. Ich will ihm jetzt mal kräftig Moral predigen und ihn an seine Pflichten mahnen: Holzbirnbaum, es wird allmählich Zeit, daß du saftige Bergamotten hervorbringst! — Ich sehe an euerm Lächeln, daß ihr die Sache verstanden habt. Wie kann der alte, nicht wiedergeborene Mensch wahrhaft göttlich leben und handeln? Das Evangelium muß ihn fassen und verwandeln. Darum predige ich weiter von der Gnade und dem Blut Christi. Wer nun die Botschaft recht

im Glauben hört und aufnimmt, bei dem bleibt die ‚Moral‘ oder, biblisch gesprochen, die ‚Frucht‘ nicht aus.“

Wenn der Vater Wirths die Frucht suchte und forderte, dann ging es ihm um die Echtheit des Glaubens, der die Verherrlichung des Herrn sucht. Darum und nur darum erklang unermüdlich seine Mahnung: „Man muß es genau nehmen!“ „De Sunn mutt rinschingen können!“ „Gott siehet das Herz an, aber die Welt siehet den Wandel an!“

Vertrauen und Demut

Christian Wirths hat seinem Gott vertraut. Er war gewiß: Mein Vater führt mich, er führt mich recht: Dieses Vertrauen hatte einen ganz tiefen Ankergrund. Es war das Vertrauen dessen, der sich durchs Blut Jesu Christi erlöst wußte und darum gewiß war: Der Herr, der einen solchen Kaufpreis zahlte für meine ewige Errettung, wird sich sein teuer erkaufte Eigentum in Not und Grauen nicht nehmen lassen.

„Hat zu viel an mich gewandt,
um mich wieder loszulassen!“

Dieser Liedervers barg Vater Wirths' ganzen Trost. Eine ihm sehr liebe Geschichte drückte dasselbe aus: Da ist in Amerika ein Mann gewesen, der wollte an seinem Dach etwas reparieren lassen. Er nahm 2 Sklaven mit nach oben. Dann schob er ein Brett durch die Dachluke, befahl dem einen Sklaven, sich im Innern auf das Brett zu setzen, und der andere sollte draußen auf dem Brette stehend die Reparatur machen. Aber der Sklave weigerte sich ganz entschieden und sagte: „Der könnte aufstehen, und dann läge ich unten.“ Da setzte sich der Herr selber aufs Brett, und augenblicklich ging der Sklave aufs Dach. Als die Arbeit fertig war, fragte der Herr:

„Warum bist du denn jetzt gegangen? Ich hätte ja auch aufstehen können!“ „O nein, Herr, das wäre nicht möglich gewesen, ich habe Euch zuviel gekostet.“

Wie wunderbar und selig der Herr seine Leute führt, davon wußte Vater Wirths vielerlei zu erzählen. Unvergessen blieb ihm jener verzweifelte Sommerfrischler, dem die Aerzte erklärt hatten, er habe die Lungenschwindsucht. In dieser Lage hat der Mann etwas getan, was er in gesunden Tagen weit von sich gewiesen hätte: er hat die Einladung, unter Gottes Wort zu kommen, angenommen. Und im Vereinshaus in Wiehl hat er den Frieden gefunden. Später hat Vater Wirths ihn selber erzählen und rühmen hören, daß seine schwere Krankheit ein Stück der heilsamen Führung seines Gottes gewesen sei.

Eine Geschichte vom seligen Pastor Funcke gab Vater Wirths auch gern weiter. Der war unterwegs zu einer auswärtigen Predigt. Er mußte den weiten Weg von Holpe nach Siegen zu Fuß machen. Es fing an zu regnen. Otto Funcke wurde verzagt und betete: „Herr, nun läßt du mich hier durchregnen; ich kann ja heiser und krank werden und dann morgen dein teures Wort nicht verkündigen. Wehre dem Regen!“ — Aber es regnet und regnet, bis sich der Wandersmann endlich in ein kleines Häuschen am Wegrand flüchtet und sich dort etwas wärmt. Eine junge Frau steht am Herd, und ein Kindlein sitzt am Tisch. „Das ist aber ein schönes Kind“, stellt Funcke fest. Da schreit die Mutter auf: „Es ist aber blind, und ich bin schuld daran! Die Blindheit ist Folge meiner Sünde!“

Ganz verzweifelt ist die Frau. Funcke versucht, ihr Trost zuzusprechen; nichts will haften. Schließlich ist es die Geschichte von dem Blindgeborenen aus Joh. 9, die langsam die dunklen Schatten und Selbst-

anklagen von ihrer Seele weichen läßt. Dort heißt es ja: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern daß die Werke Gottes an ihm offenbar würden.“ Nun will die Frau still warten und Gott zutrauen, daß er auch an ihrem Kind seine Werke offenbare. Funcke aber weiß jetzt, warum der Regen gekommen ist.

Noch ein Erlebnis, das zum Vertrauen Mut machen will, aus Vater Wirths' Schatzkiste: Es berichtet von dem Genfer Prediger Malan, dem Dichter des Liedes „Harre, meine Seele, harre des Herrn“. Malan hält eines Tages auf einer Reise in einem Dorf eine Bibelstunde vor sehr aufmerksamen und aufgeschlossenen Leuten. Die bitten ihn, er solle nicht weiterziehen, ohne einem kranken Mann oben auf dem Berge einen Besuch abzustatten. Der hätte ihnen eigentlich erst das Wort Gottes liebgemacht. Malan geht hinauf. Man sieht dem Mann gleich an, daß er todkrank ist. Malan, der seinen Namen zunächst nicht nennt, möchte gern wissen, wie der Kranke zum Glauben an den Heiland gekommen ist. Der erzählt, dazu habe Gott die Schriften des Predigers Malan aus Genf gebraucht. Es sei immer sein Wunsch gewesen, diesen gesegneten Mann einmal zu sehen und ihm zu danken. Aber Gott, der ihm viele Gebete erhört habe, sei auf diese Bitte nicht eingegangen. Nun sei es zu spät. Das gab ein Stauen und Freuen, als sich jetzt der Besucher zu erkennen gab: „I c h b i n M a l a n!“

Wenn Vater Wirths in den Versammlungen diese und andere eigene und fremde Erfahrungen weitergab, dann fügte er wohl hinzu: „O der treue Gott! Wie hört er die Seinen! Wat müssen mir us schaa-men, dat mir em so wenig jelöwen! Be'et (betet), Kenger, be'et! Der Herr höört et gewess! Do kann mer et jo wier sehen!“ Und dann ließ er noch das Lied singen:

„Keiner wird zuschanden, welcher Gottes harret;
sollt' ich sein der erste, der zuschanden ward?
Nein, das ist unmöglich, du getreuer Hort!
Eher fällt der Himmel, eh' mich täuscht dein Wort.“

Das Vertrauen zum lebendigen Gott und Heiland wecken und stärken, darin erblickte Vater Wirths ein wichtiges Geschäft. Gegen den Hochmut streiten und zur Demut mahnen, das erschien ihm aber genau so dringlich:

„Mir sing jo van Natur us Hochmut zesamenjesat (zusammengesetzt). Un we warnt de Bibel dovörr! Ech denken desweien ümmer: Demütig! Demütig! Demütig! Fröher hatten mer en Sprüchwoord: Wer sich weiß zu bücken, dem wird es glücken. — Mir willen doch öm en demütig Herz be'en. Wat sing mir doch? Stoov van Stoov (Staub von Staub)! En hoher Geist, dat is nit gut. David danzte vörr der Bundeslade her, un as he doförr verspottet wuer, sahte he: ‚Ich will noch geringer werden denn also und will niedrig sein in meinen Augen.‘ Jo, de Hochmut is de Süng aller Sungen (die Sünde aller Sünden), un an der Demut, do erkennt mer de Christen draan. We mehmool hät doch der ahl Pastoor E n g e l s jesaht: ‚Ist er auch demütig?‘ Is de Hochmut all bi Weltmenschen so schroh (schlimm), bi Christen is he noch viel schlimmer. Denn et giet nix, wat us den Hiemel so faste verschlüssst as der Hochmut.“

Warnend erzählte Vater Wirths: „Ich habe einen gekannt, der betete in der Versammlung, er möchte die Gabe haben, den Kranken die Hände aufzulegen, daß sie gesund würden. Da sagte der alte Bruder Petermann: ‚Wir wollen den Herrn bitten, daß er dem Bruder ein demütiges Herz schenke.‘ Bald darauf fiel er in schwere Sünde, so daß er sich schämen mußte. Dann bekam er die Schwindsucht und starb.“

Auf die M o d e war der alte Wirths gar nicht gut zu sprechen; sie stand ihm zu sehr im Dienst der

Eitelkeit und des Hochmuts. Er empfahl da ein ganz derbes Rezept: „Se sollten et machen we der ahl Pastoor K r u m m a c h e r. SingFraahatsichenstödi- gen (stattlichen) Hut jekooft. Do hät den Krum- maker kre'en (gekriegt) un op dem Hauklotz kaput jehauen. So woor et rää!“ Hätte der Vater Wirths erst all die Modetorheiten und -tollheiten von heute miterlebt! Da wäre mehr als einmal heiliger Zorn über ihn gekommen.

Gute Ratschläge fürs Leben und fürs Sterben

Daß wir unser Vertrauen nicht wegwerfen und der Demut nachjagen, diese beiden trefflichen Ratschläge fürs Leben hat Vater Wirths im Vorstehenden uns eingepägt. Er soll uns aber aus dem Schatz seines biblischen Wissens und seiner gereiften Erfahrung noch einige weitere Hilfen und Weisungen geben.

Fürs rechte B e t e n lernte Vater Wirths bei seinen Enkelkindern etwas Wichtiges, was er dann auch andern empfahl. Die Kleinen wußten, wenn der Opa zu Besuch kam, dann brachte er ihnen immer etwas mit. Dann liefen sie ihm entgegen, und ehe sie etwas von den in seinen Taschen verborgenen Herrlichkeiten erblickt hatten, riefen sie schon: „Mer danken ooch, Großvatter, hest us ooch wat metbräät!“ So dürfen die Beter ihrem Heiland betend und dankend entgegenlaufen, weil sie wissen dürfen: Er hat eine große Macht und eine große Lust, der Seinen Bitten zu hören und zu erhören.

Eine starke Warnung vor m ü r r i s c h e m W e - sen sprach Wirths mit folgender Geschichte aus: Da saß eine Frau, die im allgemeinen nicht unfreundlich war, eines Tages zwischen einem ganzen Berg von Arbeit in ihrer Stube. Sie war nicht gerade in rosiger Laune. Da klopft es an die Türe. Die Frau ist

ärgerlich: „Was klopft da einer noch lang? Der denkt wohl, ich soll seinetwegen extra aufstehen?“ Sie schweigt. Es klopft wieder. Nun war das eine altmodische Türe, von innen mit einem Holzriegel verschlossen. Außen hing ein kleiner Riemen, an dem man ziehen mußte, dann ging die Tür auf. Als es jetzt zum drittenmal klopft, da ruft die Frau endlich ganz ärgerlich: „Zieh doch an dem Riemchen!“ Die Tür geht auf und — herein kommt der ehrwürdige Pastor Engels aus Nümbrecht.

Vater Wirths hatte für Bibelleser gute Winke: „Manche junge Seelen machen den Fehler, beim Suchen in der Schrift mit den schwersten Stellen anzufangen. Kam da mal aus Nümbrecht ein erweckter Junge zu mir und fragte, wie denn Römer 9 eigentlich zu verstehen wäre! ‚O Junge‘, sagte ich zu ihm, ‚du bist auf der Leiter zum Himmel auf der untersten Sprosse und kommst mit solchen Gedanken? Ein Kind fängt in der Schule an mit Haarstrich und Grundstrich und Pünktlein darauf. Und später kommt all das andere. Lies mal zuerst den Matthäus mit Gebet und dann den Markus und den Lukas und alles andere mit Gebet! Und wenn du dann an Römer 9 kommst, dann verstehst du es auch.“

Ja, das Bibellesen. Das will auch gelernt sein. Anfangs habe ich nur aus Neugierde in der Bibel gelesen, bis in die Nächte. Dann habe ich Leute getroffen, die lesen darin wie ein Advokat ein Testament liest, das er umstoßen will. Aber wir müssen dahin kommen, zu lesen wie jemand, der den eigenen Namen in dem Testament gefunden hat. Dann wird man nicht müde, darin zu forschen.“

Vater Wirths war dafür, daß man den Leuten die Zuversicht nicht nehmen, sondern ihnen den Mut stärken sollte. Er war aber auch nicht damit einverstanden, daß einer sich selber den Mut nahm, indem er sich selber ständig beobachtete. Er riet:

„Beschäftige dich nicht zu viel mit dir selbst!“ Er empfahl, die Dinge aufzusuchen, für die man danken könne, und überm Danken sich selber zu vergessen und froh zu werden.

Wie einmal ein Bibelbote mit einem an seinem Heil verzagenden Mädchen verfuhr, das hat dem Vater Wirths sehr eingeleuchtet. Das Mädchen wollte gar nicht mehr recht glauben, daß es bekehrt sei; es entdeckte noch soviel Unvollkommenes an sich. Es war halt immer mit sich selber beschäftigt. Es wollte auch gar kein Zuspruch bei ihm haften. Da sagte der alte Bruder: „Dann mache ich dir einen Vorschlag. Morgen ist in Berghausen Kirmes. Da gehst du hin und tollst dort tüchtig mit. Wenn du nicht mehr zu den Jesusleuten gehörst, dann ist dort doch sicher für dich der richtige Platz.“ Da aber widersprach das Mädchen energisch: „Nein, das kann ich nicht!“ „Ja, aber es hat dir doch früher nichts ausgemacht, da mitzumachen?“ „Jetzt kann ich es aber nicht mehr!“ „Siehst du, Kind“, sagte der Bibelbote, „es ist also doch etwas da bei dir! Du kannst nicht zur Kirmes gehen! Du hast an dem Rummel keine Freude mehr! Daß dir daran die Lust vergangen, daß sie nicht wiedergekehrt ist, das ist doch Gottes Werk an dir, dafür darfst du ihm doch danken! Wie herrlich, daß es dich nicht auf den Rummelplatz, sondern vielmehr zu Gottes Wort zieht! Das zeigt mir deutlich, daß du Gottes Kind bist.“ Da sind dem Mädchen die Augen aufgegangen, es hat gedankt und ist wieder froh geworden.

Vater Wirths hat oft vom Sterben gesprochen. In den Versammlungen hörte man ihn oft sagen: „Im Steerven fingt (findet) et sich all! Dat is ernst!“ Und weil es so ernst ist, und weil Gericht und Hölle nach dem Sterben keine phantasievolle Drohung sind, sondern furchtbare Wirklichkeit, darum hat der Vater Wirths so eindringlich gemahnt, die Le-

b e n s z e i t recht zu nutzen und sich zum Heiland zu bekehren als zu dem Mann, der aus allem Gericht errettet und das ewige Leben schenkt. Ja, dieser kräftig warnende und beschwörende Ton fehlte bei ihm niemals, und wo er ihn bei Predigern des Evangeliums antraf, freute er sich: „Scharp mutt et sing! Scharp mutt et sing! Söss batt et nit (sonst packt es nicht)!“

Die armen Reichen machten dem Vater Wirths solchen Kummer, wenn er sich vorstellte: Nun hängen die ihre Zuversicht an ihr bißchen Erdenplunder! Wenn sie doch bedenken wollten:

„Denn nichts wird mitgenommen
von dem, was Erde heißt.
So wie man angekommen,
wird wieder abgereist.“

Wirths hatte es einige Male mit Leuten zu tun, denen er an ihr Sterbebett die rettende Botschaft von Jesus bringen wollte, die aber mit ihrer körperlichen Not so viel zu tun hatten, daß sie gar keine Kraft mehr aufbrachten, um mit dem Herzen auf die süße Stimme des Evangeliums zu hören. Darum seine unermüdliche Mahnung: „Wartet nicht so lang! Wartet nicht bis zum Sterben, gebt dem Heiland das L e b e n ! O Kenger, wat is et ernst! Wat is et ernst!“

Solche Sterbebetten wie das von Christian Strässer in Oberwiehl wünschte sich der Vater Wirths. Dieser sein Freund lag im Dunkel, und der ihn besuchende Wirths wollte ihm ein Licht anzünden. Doch der Todkranke wehrte ab: „Danke, Christian, ich habe ein Licht! Jesus, das ist mein Licht!“

Jesus, ja, das war auch das Licht von unserm Vater Wirths. Daß er und mit ihm viele des Lichtes Kinder wären, im Lichte wandelten und einmal ewig zum Licht eingingen — das war sein großes Bitten und Sehnen.

Quellennachweis

Friedrich Schloemann: Der Fienenpastor von Herdecke.
Das Volksbuch vom alten Rahlenbeck. Schwerin, 1929.
(Vergriffen)

H. Schiefer: Ohm Michel, der frühere Zellengefangene,
ein Siegerländer Original. Neukirchen, Kr. Moers, 1901.
(Vergriffen)

Karl Stegemann: Unser alter Vater Wirths. 1918.
(Vergriffen)

Außerdem hat der Verfasser einige persönliche Mitteilungen von Menschen wiedergegeben, die Ohm Michel und Vater Wirths noch gekannt haben.

Für die Erlaubnis zum Abdruck des Bildes von Henrich Rahlenbeck auf Seite 5 danken wir Frau Pastor Schloemann, Gevelsberg.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Die durchweg ausgezeichnet abgefaßten Schriften eignen sich in ganz hervorragendem Maße zur Verwendung im Religionsunterricht, für Konfirmanden- und Jugendstunden, für Männer- und Frauenabende, für die Zurüstung der Helfer und Helferinnen im Gemeindedienst sowie als feine Geburtstags- oder Weihnachtsgabe an verdiente Gemeindeglieder und an unsere Jugend.

„Evang. Kirchenbote für die Pfalz“

In jedem Band betrachtet man nicht nur den Ablauf eines bedeutenden Lebens, man sieht auch staunend Gottes Wunderwege im Leben der Männer und Frauen, man erkennt die ernsten Führungen und die ausgestreckten Segenshände des Meisters, dessen Eigentum das Leben des einzelnen geworden war.

„Männliche Diakonie“

Das ist ein außerordentlich glückliches Unternehmen, die Lebensbilder dieser Zeugen Gottes in so volkstümlicher und plastischer Art darzustellen. Die literarische Verwertung der besten Quellen ist dabei besonders hervorzuheben. Ein wirklicher Dienst zur kirchengeschichtlichen Blickerweiterung und Glaubensstärkung.

Sup. Lic. Th. Brandt

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 E. Senf: **Friedrich von Bodelschwingh**. Der Vater des Bethel-Werkes.
- 2 W. Busch: **Pastor Wilhelm Busch**. Ein fröhlicher Christ.
- 3 A. Münch: **Johann Christoph Blumhardt**.
- 4 F. Seebaß: **Carl Hilty**. Jurist, Historiker und Christ.
- 5 E. Bunke: **Samuel Keller**. Gottes Werk und Werkzeug.
- 6 M. Wurmb von Zink: Was ich mit Jesus erlebte.
- 7/8 F. Seebaß: **Matthias Claudius**. Der Wandsbecker Bote.
- 9/10 F. Seebaß: **Mathilda Wrede**. Die Freundin der Gefangenen und Armen.
- 11 M. Spörlin: **Heinrich Jung-Stilling**. Wanderer an Gottes Hand.
- 12/13 F. Seebaß: **Paul Gerhardt**. Der Sänger der evang. Christenheit.
- 14 F. Seebaß: **Johann Sebastian Bach**. Der Thomaskantor.
- 15 A. Roth: **Eva von Tiele-Winckler**. Die Mutter der Vereinsamen.
- 16/17 A. Pagel: **Otto Funcke**. Ein echter Mensch — ein ganzer Christ.
- 18/19 C. H. Kurz: **Toyohiko Kagawa**. Der Samurai Jesu Christi.
- 20 E. Bunke: **Curt von Knobelsdorff**. Der Herold des Blauen Kreuzes.
- 21 H. Petri: **Henriette von Seckendorff**. Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen.
- 22/23 A. Pagel: **Jakob Gerhard Engels**. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.
- 24 J. Weber: **Ellas Schrenk**. Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland.
- 25/26 A. Jung-Hauser: **Markus Hauser**. Ein Hoffnungsleben.
- 27/28 F. Seebaß: **Ludwig Richter**. Künstler und Christ.
- 29/30 A. Pagel: **Ludwig Hofacker**. Gottes Kraft in einem Schwachen.

Band

- 31/32 A. Pagel: **Gräfin Waldersee**, Tante **Hanna**, Mutter **Fischbach**. Drei Frauen im Dienste Jesu.
- 33/34 C. H. Kurz: **Johann Friedrich Oberlin**. Der Patriarch des Steintals.
- 35/36 C. H. Kurz: **Franziskus von Assisi**. Der Herold des großen Königs.
- 37 E. Bunke: **C. H. Spurgeon**. Prediger von Gottes Gnade.
- 38 W. Michaelis: **Nachlese von Jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums**.
- 39 O. Eberhard: **Johann Heinrich Pestalozzi**. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
- 40 F. Rudersdorf: **J. Hudson Taylor**. Sein Werk und seine Missionsmethoden.
- 41/42 E. Bunke: **Carl Heinrich Rappard**. Ein Zeuge Jesu Christi.
- 43/44 A. Hauge: **Hans Nielsen Hauge**. Der Apostel Norwegens.
- 45 G. Geiß: **Johann Albrecht Bengel**. Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch.
- 46/47 A. Katterfeld — W. Ilgenstein: **Friedrich Braun**. Ein Baumeister Gottes im Schwabenland.
- 48 G. Geiß: **Dwight L. Moody**. Vom Kaufmann zum Evangelisten.
- 49/50 F. Seebaß: **Friedrich Christoph Oetinger**. Denker und Seelsorger.
- 51/52 F. Seebaß: **Karl Büchsel**. Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen.
- 53/54 J. Weber: **Peter Weber**. Was eine kleine Kraft vermag.
- 55/56 H. Bruns: **Minna Popken**. Eine Ärztin unter Christus.
- 57/58 H. Bruns: **Ernst Modersohn**. Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.
- 59/60 A. Pagel: **Alfred Christlieb**. Beter und Schriftforscher.
- 61 W. Dicke: **Anna von Borries**. Die Helferin der Körperbehinderten.
- 62/63 A. Pagel: **Der alte Rahlenbeck**, **Ohm Michel**, Vater **Wirths**. Wie Gott Originale formt.